Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 12 **Marburg i. H., den 18. März** **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille=Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Fruchtbare und unfruchtbare Passionsgedanken — Miséricorde! Von Sully Prudhomme — Friedrich Nietzsches Ecce Homo — Internationaler Kongreß in Boston und in Berlin — Briefe aus Kleinasien von einem früh Vollendeten. 3 — Die Berufung des Pfarrers Mahling auf den Berliner Lehrstuhl für Praktische Theologie — Verschiedenes: Calvin=Literatur, Erster Bericht; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Fruchtbare und unfruchtbare Passionsgedanken

Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder! Luk. 23, 28.

Dieses Wort Jesu ist nicht nur zu „dem Haufen Volks und den Weibern, die ihn beklageten und beweinten", ihn, der unter der Kreuzesbürde nach Golgatha hinzog, gesprochen, sondern zu uns allen, zu den Christen aller Zeiten und Zonen, die der Passion Christi gedenken. Es sagt ihnen allen: Nur kein sentimentales Verständnis oder Mitleiden gegenüber seinem Lose, sondern Leid und Trauer über euch selbst. Jenes ist ganz unnütz und unfruchtbar, dieses kann, wenn es die rechte Richtung einschlägt, fruchtbar und segensvoll werden.

Nach zwei Richtungen hin treibt uns dieses letzte Wort des Herrn, das an das Volk im ganzen gesprochen wurde, zur Selbstbesinnung. **Erstens** sagt es: Besinnt euch nicht über mein schweres Los, sondern über eure große Verantwortung und das Verhängnis, das daraus erwächst! Der Zuruf an das jammernde Volk ist zunächst nicht ein Tadel oder Vorwurf; der Herr bleibt sich, seiner Liebe und Barmherzigkeit für die Menschheit, auch in dieser Stunde treu. Sein letztes Wort — es ist wie ein herbes Abschiedswort — gilt nicht seinem, sondern ihrem Schicksal. Wohl aber liegt darin tatsächlich ein Ruf zur Umkehr: Hinweg von dem tatlosen, energielosen Trauern, kehret um von dem Wege, der zu diesem Ende geführt hat, ehe es für euch zu spät ist. Wenn geweint sein soll, dann weinet über euch selbst und eure Kinder. Schrecklich ist es, auf der schiefen Ebene hinunter zu gleiten, Schuld auf Schuld zu häufen, dem sicheren Gericht entgegenzueilen — unaufhaltsam, unausweichlich. Die schauerliche Erfüllung dieses Warnungsrufes liegt bei dem Geschlecht jener Zeit klar zu Tage, und der Zusammenhang zwischen der Ausstoßung und Kreuzigung ihres Messias und der Katastrophe der Zerstörung Jerusalems und des Volkstums selber nicht minder. Aber dieses Drohwort und seine Erfüllung, dieser Gang der Dinge, dieser Zusammenhang von Schuld und Gericht: geht das nicht alles, jedes Geschlecht und jede Generation an, zumal die Christenheit, die alljährlich Passion feiert? Das Allerwenigste, was die Betrachtung des Leidens Christi bewirken sollte, wäre die Selbstbesinnung: Halte ein und überlege! Wenn du die Welt nicht anders machen und dem Unrecht in ihr steuern kannst, so denke an die **eigene** Seele. Entreiße dich dem trüben Strom des selbstsüchtigen, charakterlosen, eitlen und verkehrten Lebens, in dem die Menge dahingeht, worin und wodurch Christus immer neu betrübt, verfolgt, verhöhnt und gekreuzigt wird!

Also das ist der erste Wink: Habe Mitleid, nicht mit ihm, sondern mit dir selbst, mit deiner eigenen Seele, die, wenn du dich nicht aufraffst, von dem Strome des Bösen und Verkehrten, der durch die Menschheit flutet, mitgerissen und verschlungen wird. Aber das ist nicht Alles. Es kann noch mehr geschehen. Wir sollen **fürs andere** die Leidensgeschichte Christi, statt nur sentimental und erbaulich, **praktisch** uns zu Herzen nehmen. „Weinet über euch selbst und über eure Kinder!" Wie wäre es, wenn wir von dem Christus, der unseres Mitgefühls und unserer Tränen nicht bedarf, unsere Blicke hinwendeten zu dem Christus, der immerfort leidet, geplagt, verfolgt und gekreuzigt wird — in den Seinen! Wenn uns erst die Augen darüber aufgehen, so entdecken wir ein weites, unübersehbar großes Arbeitsfeld für die Uebung praktischer Teilnahme, mitfühlender Liebe zu Jesus. „Was ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." Von leiblichen Nöten, Mißständen und Mißverhältnissen an, in welchen unsterbliche Seelen infolge der menschlichen Ungerechtigkeit schmachten, verkümmern und verkommen müssen, bis hin zu der Mißachtung, Kränkung und Verhöhnung, welche allzeit diejenigen zu leiden haben, die bewußt und entschieden, ob auch mit menschlicher Schwachheit, Beschränktheit behaftet, sich auf die Seite Christi stellen und für ihn eintreten — so weit dehnt sich dieses Gebiet des praktischen Mitgefühls mit dem leidenden und sterbenden Christus aus und legt uns die Frage aufs Gewissen: Willst du für ihn eintreten? Wie treffend hat schon der Prophet Jesaias (58, 5—8) von „dem Fasten, dem Herrn angenehm" einige Worte gesagt, die für die Passions= oder „Fastenzeit" heute nicht eindrucksvoller und treffender geschrieben werden könnten: „Das ist aber ein Fasten, welches ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht gebunden hast, laß ledig, welche du beschwerest, gib frei, welche du drängest; reiß weg allerlei Last. Brich dem Hungrigen dein Brot usw." Wenn wir diesen Ruf vernehmen und diese Losung befolgen, so richtet sich das Mitleid an die rechte Adresse und bewegt sich in praktischen Bahnen. Wie viele Lasten sinds, die die Menschen einander aufbürden, womit sie einander drücken, beschweren, in ihrer Entwicklungsmöglichkeit und Bewegungsfreiheit hemmen! Herzlosigkeit, Lieblosigkeit, Unversöhnlichkeit und wie sie alle heißen, diese bösen Dinge sind es, wodurch wir den Christus in den Seelen der Menschen kränken und ihm Schmerz zufügen. Diese Wurzeln ausreißen und dafür Liebe und Barmherzigkeit einsetzen: das sind die fruchtbarsten Passionsgedanken:

Man trag, man helfe Allen,
Man pflanze Lieb und Ruh.

J H

Miséricorde!

Le Christ a prié seul, il vient de la montagne;
La lumière en tremblant le vêt et l'accompagne,
Il marche sur la mer,
Car tous les éléments à l'envi le saluent:
Ils savent quel il est, et ses yeux les remuent
Du ciel jusqu'à l'enfer.

Ses disciples ont peur, et Pierre lui dit: Maître,
Si je marchais sur l'eau j'irais vous reconnaître.
Il répond: Viens à moi!
Pierre va. Tout à coup s'élève une tempête.
Il chancelle, Jésus dans sa chute l'arrête:
Homme de peu de foi!

Vous êtes fils de Dieu, lui dirent les apôtres.
Ils ne doutèrent plus. Ils l'ont vu! mais nous autres,
Ne douterons-nous pas?
Nous ne demandons point de marcher sur les ondes,
Mais seulement, ô Dieu! qu'une fois tu répondes
Quand nous crions d'en bas.

Bien souvent, accablés, nous implorons des ailes,
Sans entendre jamais des hauteurs éternelles
Tomber ce mot: Venez!
Devant l'Infini sourd au vœu, sourd à la plainte,
Humbles comme tes fils devant la table sainte,
Nous songeons, prosternés.

Ah! s'il faut, pour te voir, que notre orgueil pâtisse
Que nous nous confessions dénués de justice,
Pauvres de vérité,
Que, las d'interroger, nous te rendions les armes,
Que nous déceptions aient épuisé nos larmes,
Nous t'avons mérité!

Aus Sully Prudhomme «Le Prisme»

Unsere Leser haben das Fragment von Flaubert in der vorigen Nummer noch in lebendiger Erinnerung. Wir wollen den erschreckenden Eindruck jenes Phantasiegemäldes nicht mildern. Die Verbindung von Naturalismus und Romantik in der Schilderung ist für den Dichter bezeichnend, und gerade daß der religiöse Stoff ihm nur rein künstlerisch gilt, charakterisiert die skeptische Stellung seiner selbst und seiner Zeit zur Frömmigkeit. Aber die Meinung müssen wir verhindern, als ob sich nicht in der französischen Dichtung eine gemütstiefere Beschäftigung mit religiösen Fragen finde. Das beweisen die Werke des 1907 verstorbenen Dichterphilosophen Sully Prudhomme. Er ist freilich eine einsame Größe in der französischen Poesie, der seine geistvolle Schwermut fernliegt. Er war ein gedankenreicher Kopf; Probleme der Wissenschaft, der Metaphysik, der Ethik bewegen ihn. Die Gerechtigkeit, das Glück hat er in Zyklen von Gedichten behandelt; tiefe Lebensweisheit spricht aus ihrer Zusammenfassung, wenn er die Gerechtigkeit im Gewissen des Menschen entdeckt und als Wesen des Glücks das Opfer. Durch all diese herben, etwas schwer fließenden Verse zieht ein halbverhüllter Pessimismus, eine leichte Traurigkeit, die aus innerstem Verständnis für menschliches Elend und Vergänglichkeit hervorquillt. Dabei hört man nichts von Selbstbekenntnissen, keine stürmischen Ausbrüche individuellen überströmenden Erlebens; sondern in philosophischer Allgemeingültigkeit breiten sich seine tiefeindringenden Reflexionen über das menschliche Seelenleben vor uns aus, voll feinster Anempfindung, voll stärksten Mitgefühls und innigster Zartheit.

Sein persönlichstes Werk ist eigentlich sein zuletzt veröffentlichtes Buch über Pascal und dessen Religion. Da hat der Dichter gezeigt, wie er sich in die Seele des Denkers von Port-Royal zu versenken vermochte, wie nahe verwandt er den Gedanken dessen stand, den er schilderte. Sully Prudhomme war eine Natur wie Pascal; aber die moderne Geistesfreiheit hat ihn vor dessen gewaltsamen inneren Katastrophen bewahrt und eine ernste Harmonie über seine Dichtung gebreitet.

Karl Bornhausen

Friedrich Nietzsches Ecce homo

Ecce homo. Wie man wird, was man ist. Von Friedrich Nietzsche. Mit einem Nachwort des Herausgebers Raoul Richter. Leipzig, Insel-Verlag. 155 S. Gebunden 20 oder 50 Mk.

Immer, wenn über einer Tragödie der Vorhang fällt, wenn der Held sterbend sein Werk krönt, wenn ein Baumeister Solneß den Turm seines neuen Heimes ersteigt, um die Turmspitze selbst den Weihekranz hängt und — abstürzt, immer gibt es dreierlei Zuschauer solchen tragischen Spieles: Furcht und Mitleid überwältigt die Schwachen und Schwindligen — die Frau Solneß —; einer heimlichen Schadenfreude können sich die Guten und Gerechten, die Pächter des gesunden, allzugesunden Menschenverstandes, die Normalen, die an Außergewöhnliches nicht glauben wollen, nicht erwehren — „er vermochte es also doch nicht", sprechen sie mit Ragnar Brovik —; die Hilde Wangels aber, die sehen ihren Baumeister bis zuletzt nur steigen, steigen, die jubeln auch nach dem Sturze in stillem Triumph: „Aber bis zur Spitze kam er. Und ich hörte Harfen hoch oben . . ."

Als im vergangenen Herbste Nietzsches letzte Schrift, das Ecce homo, der Oeffentlichkeit übergeben wurde, konnte ein Teil der Tagespresse sich nicht enthalten, alsbald gerade die Dissonanzen in diesem Schwanengesange aufzudecken. Stücke herauszureißen und zu zitieren, die für sich allein erschrecken mochten, daß man selbst nur mit Furcht und Mitleid an die Lektüre des Buches glaubte gehen zu können, Bruchstücke in einer unerhörten, schaurigen Tonart, welche denen recht zu geben schienen, die in Nietzsches Schriften schon geraume Zeit vor seinem Zusammenbruch nur Krankheitsdokumente sehen wollten. Und das Gefühl überkam einen, daß dieses Buch besser nie der Allgemeinheit hätte zugänglich gemacht werden sollen; man verstand, weshalb Overbeck von vornherein einer Veröffentlichung abgeneigt war. Nietzsche selbst hatte das Ecce homo, wie ein Brief an die Schwester und ein handschriftliches Titelblatt im Archiv bezeugen, anfangs nur als ein Geschenk an seine Freunde, als eine Autobiographie privaten Charakters gedacht. Sehr bald aber ist seine Absicht ins Gegenteil umgeschlagen, und dann wünschte er nicht nur zwei deutsche Auflagen — „eine kleine (ca. 1000) auf dem guten Papier und eine weit größere mit andrem Papier" —, sondern er plante gleichzeitige Uebersetzungen ins Französische und Englische, dabei „allen Ernstes" auf einen Absatz von 40 bis 80 Tausend Exemplaren allein in Frankreich rechnend. Und dieser klare Entschluß, das kühne Buch in die Welt zu werfen, mag er nun aus Verzweiflungsmut oder dionysischem Uebermut entsprungen sein, heischt Achtung; es wäre eine feige Heldenverehrung, die letzten, äußersten Worte und Werke eines bis zur Selbstopferung und vielleicht auch Selbstüberhebung gehenden Heldenmutes, etwa um eines „harmonischen" Charakterbildes oder „versöhnenden" Ausklanges willen, zu verdunkeln und umzudeuten. Unsere schöne Pflicht aber bleibt es, in stillen Stunden zu horchen, ob nicht zwischen den grellen Dissonanzen auch hier im Ecce homo die Musik der Harfen und der gewaltige Gesang durchklingt, mit dem der Zauberer Zarathustra vordem seine Jünger geweckt und emporgerissen hat.

Dissonanzen wie von Tuben und Trompeten hervorgestoßen gellen und grollen durch das Buch, und nie wird sich das Ohr ganz an sie gewöhnen, kaum sich in unserer Vorstellung mit so überlauten Worten das Bild des tiefstill in sich versunkenen Denkers vertragen, das wir vor Augen haben. Doch versucht man, die Zusammensetzung dieser Mißklänge zu erkennen, ihren Anlaß und ihre Absicht zu verstehen, ihre Betonung und ihr Tempo zu erfassen, so verlieren sie einen Teil ihrer Härte, und gemeinsame leise Obertöne fangen an mitzuschwingen, die doch wieder auf eine höhere Konsonanz hindeuten. Der Leser muß sich vor allem die Grundstimmung stets gegenwärtig halten, in der Nietzsche das Ecce homo konzipiert und geschrieben hat: an seinem vierundvierzigsten Geburtstage, einem „vollkommenen Tage, wo alles reift und nicht nur die Traube braun wird" — „in diesem goldenen Herbst, dem schönsten, den ich je erlebt habe" — „ein Claude Lorrain ins Unendliche gedacht, jeder Tag von gleicher unbändiger Vollkommenheit". Man mag sich des vergangenen Herbstes von 1908 erinnern, um jene Oktobertage des Jahres 1888 sich ungefähr vorzustellen. In dem verklärt heiteren Lorrainschen Silberton einer weiten, paradiesischen Atmosphäre will Ecce homo sogut wie der Zarathustra gesehen sein, und hierzu stimmt Nietzsches Satz im Vorwort der Schrift, daß er, was ihn erfülle, „in einer heitren und menschenfreundlichen Weise zum Ausdruck zu bringen"

wünsche. So drängt sich die Vermutung auf, daß manches Wort des Buches, das beim ersten Lesen tief befremdet, nicht mit finsterem Pathos, sondern mit einem heiteren heimlichen Lachen gesprochen zu denken ist. Gleich die verwunderlichen Kapitel-Ueberschriften „Warum ich so weise bin", „Warum ich so klug bin" (im Inhaltsverzeichnis übrigens in verkehrter Folge aufgeführt) und „Warum ich so gute Bücher schreibe" verlieren ihren unheimlichen Unterton, wenn man keine übermenschliche Gebärde, sondern nur eine fröhliche, absichtlich und mit kühnem Humor akzentuierte Selbstgewißheit hinter ihnen sieht. Und man hat ein gutes Recht dazu. Während der Arbeit, am 30. Oktober, charakterisiert Nietzsche in einem Briefe an Gast den Stil des Ecce homo selber also: „Uebrigens rede ich von mir selber mit aller möglichen psychologischen „Schläue" und Heiterkeit, — ich möchte durchaus nicht als Prophet, Untier und Moral-Scheusal vor die Menschen hintreten." Redet so der Wahnsinn? Auch am 14. November noch spricht Nietzsche in einem Schreiben an Fräulein von Salis-Marschlins von der „unerquicklichen Ueberschrift: Warum ich ein Schicksal bin". Er wußte also, daß er und weshalb er „unerquickliche" Ueberschriften wählte.

Und das ist der schwarze Schatten, der den Silbergrundton dieser Schrift durchschneidet: das lähmende Bewußtsein absoluter Vereinsamung, des Totgeschwiegenwerdens, und daraus entspringend das krampfhafte Ringen nicht um Anerkennung, nur um Beachtung. Eine abgründige Tragik: Er, der die Weisheit der „stillsten Worte", die „Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen" gepriesen hat, schreit jetzt, um endlich nur einmal zu erleben, daß er gehört werde. Nach kurzen Tagen schöpferischen Rausches empfand er die schauerliche Stille, die Oede um sich, in der keines Menschen Blick ihn mehr grüßte, um so drückender; eine Kuhheerde bringt ihn auf mildere, menschenfreundlichere Gedanken: „Das hat Wärme in sich." Er ist sich, im Gefühl der Distanz von seinen Zeitgenossen, wohl bewußt, gar nicht wünschen zu können, von den „Modernen" (den „Modernen" der achtziger Jahre) verstanden zu werden; und will jetzt doch Erfolg (Brief an Naumann, 27. Dezember 1888). Und je größer die Gleichgültigkeit seiner Zeit, um so gewaltiger seine Absicht. Der Verächter aller „Ideale" hat den prachtvollen großen Idealismus des tragischen Helden, zu glauben, nein zu „schwören", „in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen" zu haben. (Brief an Brandes, 20. November 1888). Der Begriff Politik wird dann ganz in einen Geisterkrieg aufgehen, die Zeit der großen Politik wird beginnen, „wenn die Wahrheit mit der Lüge von Jahrtausenden in Kampf tritt". Diese Lüge ist — man weiß es — für Nietzsche die christliche Weltanschauung, die christliche Moral insonderheit. In der unvollendeten „Umwertung aller Werte" wollte er von Grund aus mit ihr aufräumen; das Vorspiel dazu ist Ecce homo, eine „feuerspeiende Vorrede", mit Bewußtsein dazu bestimmt, Neugierde, Spannung, Erstaunen und Schrecken zu erregen und zugleich — die deutsche Preßfreiheit auf die Probe zu stellen. „Ich glaube, das wird gehört werden, vielleicht zu sehr . . . und dann wäre alles in Ordnung" (Brief an Naumann, 6. November 1888). Und um gehört zu werden, arbeitet Nietzsche mit „Dynamit", nennt die Schrift selbst den höchsten Superlativ von Dynamit. Und sie ist es, ist es ihrer Absicht nach wenigstens, denn sie soll „die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke sprengen": vor ihr die christlichen Jahrtausende mit der Jenseits-Moral, nach ihr die Diesseits-Religion Zarathustras. Wer diese Scheidung ganz und rein zu vollbringen hoffte, durfte sich als ein Schicksal, seine Tat als eine Katastrophe empfinden; nur der Banause wird im Leben pathologisch nennen, was im Drama tragische Größe heißt.

Aber es ist die alte Schulregel, daß der tragische Held im Kampf mit der Welt seine Kraft überschätzt, in seinen Mitteln sich verrechnet. Wäre Ecce homo vor zwanzig Jahren, wie es Nietzsche wollte, an die Oeffentlichkeit gekommen, es würde nur Hohn geweckt, gewiß aber nicht den Boden für die „Umwertung" bereitet haben. Wenn Deutschland damals von den Ideen des Zarathustra-Philosophen nichts wissen wollte, so konnte es auf keine Weise weniger für sie gewonnen werden als durch eine selbstherrliche Autobiographie Nietzsches auf der einen und schärfste Verspottung deutschen Wesens auf der anderen Seite. Der ausgesprochen antideutsche Geist, der aus Ecce homo spricht, in Verbindung mit den selbstverherrlichenden Superlativen, ist es ja noch heute, was die unvoreingenommene Wertung der Schrift erschwert. Und doch wird man leicht erkennen, wie viel Wahres gerade Nietzsches Kritik des Deutschtums enthält. Ihre Einseitigkeit erklärt sich aus dem begrenzten Kreis seiner persönlichen Beobachtungen: soweit er nicht die Wagnerianer im Auge hat, meint er meist den deutschen Philologen, wenn er die Deutschen schilt, den Philologen, der als Pädagoge allerdings einem großen Teile des Volkes das Gepräge ausdrückt. Indes der Typus des Philologen hat sich, wie die typischen Träger der deutschen Kultur überhaupt, in den letzten zwei Jahrzehnten mählich zu wandeln begonnen, und wir selbst sehen heute etwa in dem ersten Jahrzwölft nach dem französischen Kriege alles Andere eher als eine Blütezeit deutscher Kultur, leiden vielmehr unter den Nachwirkungen jener Jahre und mühen uns längst um bessere Saat und Ernte. Der Ursprung der antideutschen Geistesrichtung bei Nietzsche liegt aber noch weiter zurück; er erklärt im Ecce homo selbst:

> Wir, die wir in der Sumpfluft der fünfziger Jahre Kinder gewesen sind, sind mit Notwendigkeit Pessimisten für den Begriff „deutsch"; wir können gar nichts anderes sein als Revolutionäre, — wir werden keinen Zustand der Dinge zugeben, wo der Mucker obenauf ist. Es ist mir vollkommen gleichgültig, ob er heute in andren Farben spielt, ob er sich in Scharlach kleidet und Husaren-Uniformen anzieht . . .

Der „reichsdeutsche" Mucker ist in Nietzsches Augen vielleicht noch gefährlicher, überhaupt scheidet er scharf zwischen „reichsdeutsch" und „deutsch im alten Sinne des Wortes"; „Deutsche der starken Rasse, ausgestorbene Deutsche, wie Heinrich Schütz, Bach und Händel" ehrt er wie nur einer. Sein Haß gilt der reichsdeutschen „Instinkt-Unsauberkeit", die über sich nicht im Klaren sein will und allem ein idealistisches Mäntelchen umhängt — „zum Beispiel nennt es der deutsche Kaiser seine „christliche Pflicht", die Sklaven in Afrika zu befreien" —; verhaßt ist ihm der „Mangel an Partei zwischen Gegensätzen", die „stomachische Neutralität der Deutschen", die den Antisemitismus so gut wie die „christliche Liebe" verdaut und „Wagnern und dem Trompeter von Säckingen gleiche Rechte zuzugestehen" sich bemüht, — verhaßt der Nationalismus, „diese kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es gibt, diese névrose nationale, an der Europa krank ist, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europas, der kleinen Politik", und damit zusammenhängend die Deutschtümelei, die mit der gleichen Begeisterung die deutsche Kunst, den deutschen Meister (Wagner) und das deutsche Bier preist . . . „Sie reden über alles mit, sie halten sich selbst für entscheidend . . ." Ach, ich fürchte, diese ganze, immer noch zeitgemäße Kritik des Deutschtums wird man sich gefallen lassen müssen und darf um ihretwillen das Ecce homo nicht entrüstet aus der Hand legen. Protestieren darf man, wenn Nietzsche die Bedeutung Kants, die in der Erkenntnistheorie liegt, unterschätzt, weil er, immer nur moralphilosophisch interessiert, ihn nach der „Kritik der praktischen Vernunft" beurteilt; protestieren, wenn, von einem ganz singulären Gesichtspunkte aus, Byrons Manfred über Goethes Faust gestellt wird. Daß wir aber über dem „Krimskrams verstaubter Gelehrsamkeit" es zu lange an dem Ernst für die Realitäten des Wissens und Lebens haben fehlen lassen, daß die „Fragen von Nahrung, Wohnung, geistiger Diät, Krankenbehandlung, Reinlichkeit, Wetter" unbegrenzt wichtig für das Leben auf der Erde sind, daß architektonisch unsere Großstädte „gebaute Laster" darstellen, dies und Anderes wissen wir heute selbst und handeln danach. Die deutsche Kultur hat sich entwickelt während der letzten zwanzig Jahre, und gerade im Sinne der Kritik Nietzsches. Einem Verdacht des Philosophen wagt man freilich auch heute noch nicht mit Bestimmtheit zu widersprechen: „Die Deutschen werden auch in meinem Falle wieder alles versuchen, um aus einem ungeheuren Schicksal eine Maus zu gebären. Sie haben sich bis jetzt an mir kompromittiert; ich zweifle, daß sie es in der Zukunft besser machen . . ."

Sie hatten ihn damals gründlich mißverstanden und ver-

kannt, und manches dieser Mißverständnisse hat sich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt. Die National-Zeitung entdeckte zu Nietzsches eigenem Erstaunen in „Jenseits von Gut und Böse" die echte, rechte „Junker-Philosophie" — ein Unsinn, der noch heute hin und wieder nachgesprochen wird —; Dr. V. Widmann drückte im „Bund" bei Besprechung desselben Buches dem Autor seine Achtung vor dem Mut aus, mit dem er sich um Abschaffung aller anständigen Gefühle bemühe; Karl Spitteler behandelte, gleichfalls im „Bund", den „Zarathustra" als „höhere Stilübung", mit dem Wunsche, Nietzsche möchte später doch auch für Inhalt sorgen. Die Verbitterung des Verkannten mußte so mehr und mehr sich verschärfen, und wenn zugleich das feste Bewußtsein, neue und große Werte geschaffen zu haben, sich zu unbegrenzter Selbstherrlichkeit in ihm steigerte, so erscheint das wie eine Art Selbsthilfe seiner Natur. Niemand erkannte und kündete seine Bedeutung — berufsmäßige Ruhm-Trompeter gab es noch nicht so viele wie heute —; so stieß er selbst in die Trompete. Diese in den höchsten Lagen intonierten Töne, aus denen einem beim ersten Hören wohl etwas wie groteske Eitelkeit herausklingen mag, tun weh, sehr weh; zu der Tonart eines „Schwanengesangs" würden sie am allerwenigsten passen; aber Ecce homo sollte ja eine Fanfare für die „Umwertung" bedeuten, und Nietzsche war sich wohl bewußt, daß einige Partien bereits in einer Tonweise gesetzt seien, „die den Meistersingern abhanden gekommen sein muß", in der „Weise der Weltregierenden" (Brief an Gast, 13. November 1888). Er genoß in einem großen Rausch hier einmal den Ruhm voraus, der zu spät zu ihm kam, und wenn die Selbstberauschung bisweilen wirklich in einen Wahnsinnstaumel überzuschlagen scheint, im Zusammenhang klingt doch auch hier mancher Ton, der für sich allein wie ein schriller Schrei wirkt, reiner und gedämpfter. Daß Nietzsche und Heine „die ersten Artisten der deutschen Sprache" sind, daß jener die „Kunst des großen Rhythmus" gehandhabt hat wie kaum ein deutscher Schriftsteller vor ihm, das ist heute schon das allgemeine Urteil, und man wird es nicht deshalb anfechten, weil Nietzsche selbst es ausgesprochen hat. Ueberall aber, wo der Zarathustra-Philosoph seine eigenen und Anderer Werke einschätzt, wo er etwa sein „Also sprach Zarathustra" als das größte Geschenk hinstellt, das der Menschheit bisher gemacht worden sei, und es gegen Goethe oder Shakespeare ausspielt, überall geschieht's unter dem Gesichtspunkt, wer der kühnste geistige Bergsteiger gewesen. Und da wird man zugeben müssen: Goethe steht gleichsam auf dem Gipfel eines deutschen Mittelgebirges mit weiter, sehr weiter Aussicht, aber der Erde und dem Leben der Menschen noch nahe, das Auge so weitreichend wie durch Reichtum der Gesichte geweitet; Zarathustra in den Alpen steigt viel höher, sucht und sieht allerdings auf dem einen Gipfel nur neue Gipfel. „Die ganze Tatsache Mensch liegt in ungeheurer Ferne unter ihm." In diesem Sinne des Hochfliegenden ist das Zarathustra-Buch ein „Höhenluft-Buch" ohne gleichen und vielleicht das „höchste Buch"; auch wegen dieser Wertung also darf man Nietzsche nicht schlechthin billige oder wahnsinnige Selbstverherrlichung vorwerfen. Wenn er dann freilich „den Geist und die Güte aller großen Seelen" zusammen nicht für imstande erklärt, „eine Rede Zarathustras hervorzubringen", wenn er nicht zweifelt, daß man „Jahrtausende zurückgehen muß", um Jemanden zu finden, der eine Inspiration gleich seiner bei der Konzeption des „Zarathustra" gehabt, — in solchen grandiosen Anmaßungen sieht man seinen Geist alle Maße verlieren, eine Flamme grell aufzucken, ehe sie ganz erlischt.

Doch irgendwie ahnte, ja wußte Nietzsche, daß er den Bogen überspannt, daß der letzte Akt der Tragödie begonnen habe, und einmal wünscht er selbst, das Ende hinauszuschieben. „Ich sehe jetzt mitunter nicht ein", schreibt er am 16. Dezember an Gast, „wozu ich die tragische Katastrophe meines Lebens, die mit Ecce beginnt, zu sehr beschleunigen sollte." Er nennt sich im Ecce selber einen tragischen Philosophen — den ersten — und „das heißt den äußersten Gegensatz und Antipoden eines pessimistischen Philosophen . . . Die Bejahung des Vergehens und Vernichtens, das Entscheidende in einer dionysischen Philosophie, das Jasagen zu Gegensatz und Krieg, das Werden, mit radikaler Ablehnung auch selbst des Begriffs Sein — darin muß ich unter allen Umständen das mir Verwandteste anerkennen, was bisher gedacht worden ist." Und er sagte auch zur Selbstvernichtung Ja. Und alle scheinbare „Eitelkeit" zerfällt in Nichts, der tragische Held opfert sein Ich für seine Idee, wenn Nietzsche kurz vorm Zusammenbruch, am 27. Dezember 1888, an den Musikschriftsteller Fuchs die schlichten Worte schreibt:

Alles erwogen, lieber Freund, hat es von jetzt ab keinen Sinn mehr, über mich zu reden und zu schreiben; ich habe die Frage, wer ich bin, mit der Schrift, an der wir drucken, Ecce homo, für die nächste Ewigkeit ad acta gelegt. Man soll sich fürderhin nie um mich bekümmern, sondern um die Dinge, derentwegen ich da bin.

Nietzsche hatte recht: es kann keinen klareren Kommentar zu seinen Werken geben als Ecce homo, — wenn man das Ohr an die unterlaufenden Dissonanzen gewöhnt hat. Dann ist es wirklich vielleicht sein hellstes, heiterstes und gesündestes Buch und schenkt, ein Extrakt aus seinen gesamten Schriften, dem Leser wie die rechte Tragödie über Furcht und Mitleiden hinweg eine gefestigte Liebe zur Erde und zum Leben mit all seinen Schicksalen, — amor fati. Jene Dissonanzen aufzulösen oder wenigstens im Zusammenhang verständlich erscheinen zu lassen, galt mir hier als die notwendigste Aufgabe; dann ist die Bahn frei, sich um die Dinge zu kümmern, um derentwegen dieser Philosoph da war, dann darf man auch wünschen, daß durch eine wohlfeilere, in höherer Auflage gedruckte Ausgabe des Ecce homo es einem weiteren Kreise als bisher ermöglicht werde, auf diesem Wege in Nietzsches Wesen und Werke einzudringen.

Die Elemente seiner Natur, die Grundgedanken seiner Philosophie liegen in dieser tiefbohrenden Selbstzergliederung und leidenschaftlichen Analyse der eigenen Werke, die ihm selbst noch Entdeckungen bringt, lichtvoll wie nie am Tage. „Décadent zugleich und Anfang — dies, wenn irgend etwas, erklärt jene Neutralität, jene Freiheit von Partei im Verhältnis zum Gesamtprobleme des Lebens, die mich vielleicht auszeichnet." „Mit einem Fuße jenseits des Lebens", oft von schlimmsten Schwächezuständen erschöpft, doch ohne eine lokale Entartung noch eigentlich nervenkrank, also „im Grunde gesund", hat Nietzsche, so sagt er selbst, aus seinem Willen zur Gesundheit, zum Leben, seine Philosophie gemacht. Ich möchte ihn den ewigen Genesenden nennen, der mit seinen Rekonvaleszenten-Augen tiefer blickt und feiner scheidet, der an sich selbst höhere Anforderungen stellt und ins Leben höhere Werte hineinsieht, als die Allzugesunden und die wirklich Kranken. Der war Rekonvaleszent und nicht Dekadent, der so scharf die Schwäche unserer „Kultur" erkannte, „welche die Raffinierten mit den Reichen, die Späten mit den Großen verwechselt." Als ein richtiger Genesender hält Nietzsche die Fragen der Ernährung, des Klimas, der Erholung für „über alle Begriffe hinaus wichtiger als alles, was man bisher wichtig nahm"; aber sein Ziel ist ja nicht das bloße Wohlbefinden, sondern die große Gesundheit, und noch einmal erklärt er hier diesen oft allzu medizinisch verstandenen Begriff: eine Gesundheit, „welche man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muß, weil man sie immer wieder preisgibt, preisgeben muß."

Diese Gesundheit ist die physiologische Voraussetzung des Zarathustra-Typus, des Uebermenschen (die Hygiene spielt übrigens ja auch in allen Religionen, außer in der christlichen, eine nicht unwesentliche Rolle). Den Begriff des Uebermenschen wird man nun gleichfalls nach dem Ecce homo nur noch mit Absicht mißverstehen können:

Das Wort „Uebermensch" zur Bezeichnung eines Typus höchster Wohlgeratenheit, im Gegensatz zu „modernen" Menschen, zu „guten" Menschen, zu Christen und andren Nihilisten [—] ist fast überall mit voller Unschuld im Sinn derjenigen Worte verstanden worden, deren Gegensatz in der Figur Zarathustras zur Erscheinung gebracht worden ist: will sagen als „idealistischer" Typus einer höheren Art Mensch, halb „Heiliger", halb „Genie" . . . Wem ich ins Ohr flüsterte, er solle sich eher noch nach einem Cesare Borgia als nach einem Parsifal umsehen, der traute seinen Ohren nicht.

Aber der Uebermensch ist weder Cesare Borgia noch Par-

sikal; man wird endlich lernen müssen, im Zarathustra-Typus die Sicherheit starker Instinkte und die Freiheit einer hohen Geistigkeit vereint zu sehen. Der Uebermensch verneint die „Guten“, weil sie fremd dem Großen sind, und er ist Immoralist, weil ihm die Moral, die christliche Moral, eine Verleumdung dieser Welt und alles Natürlichen und Notwendigen im Leben bedeutet („Moral — die Idiosynkrasie von Dékadents, mit der Hinterabsicht, sich am Leben zu rächen“); er bekämpft sie auch als Entselbstungs-Moral, als Feindin der „strengen Selbstsucht“, der Vorbedingung aller Selbsterhöhung. Der Uebermensch ist hart und ein Zerstörer, wenn es gilt, alte „Wahrheiten“ zu vernichten, damit neue Werte wachsen können; mit der „blonden Bestie“ aber, die bloß sich „ausleben“ will, ist er nicht zu verwechseln. Wenn er oft der Böseste scheint, so ist er doch auch der Zarteste, der „zu jedem das Gütigste sagt“, „aus einem Holze geschnitzt, das hart, zart und wohlriechend zugleich ist“, ein „Genie des Herzens, von dessen Berührung Jeder reicher fortgeht“, ein Gentilhomme, der Begriff nur „geistiger und radikaler genommen, als er je genommen worden ist“. Und darüber hinaus ist der Uebermensch der dionysische Jasager zu den Realitäten des Lebens, der das Notwendige nicht bloß erträgt, sondern es liebt, liebt bis zur Selbstvernichtung.

Das ist, in den Hauptthemen, die Musik der Harfen, die über Tuben- und Trompeten-Dissonanzen, über Tod und Wahnsinnstaumel hinweg auch aus dem letzten Werke des tragischen Philosophen rein und klar erklingt. Ein Philosoph im approbierten Sinne war Nietzsche gewiß nicht und wollte er nicht sein; ein Philosoph der Tat, ein Kultur-Philosoph war er. Zweimal nennt er sich im Ecce homo selber den frohen Botschafter einer neuen Kultur, einer Kultur, die ihr Ziel im „wohlgeratenen Menschen“ hat. Und wären selbst alle Gedanken Nietzsches schon gedacht und gesagt — sie sind es nicht —, sie werden zu einzigartigen Taten durch den Glanz und die Gewalt seines Ausdrucks, dessen Wirkung sich Keiner entziehen kann, der hören will. Solche Kulturphilosophie der Tat tut uns Deutschen vielleicht am meisten not, die wir in den nächsten hundert oder zweihundert Jahren nichts Wichtigeres zu tun haben, als das Problem unserer Kultur fest an den Hörnern, an möglichst realen Hörnern, zu packen. Ob und wie tief aber Nietzsche gewirkt hat, das mag man dann, nach hundert Jahren, entscheiden, wenn vielleicht so und so viele Menschen in unbegrenzter Dankbarkeit bekannt haben, daß er ihnen den Mut und die Kraft gegeben, ihren Weg zu gehen — wohin immer dieser Weg der künftigen Menschheitskultur auch führen mag.

Carl Weichardt

Internationaler Kongreß in Boston — und in Berlin

Unsre Leser erinnern sich, daß im September 1907 in Boston ein „Internationaler Kongreß religiös Liberaler“ stattgefunden hat, an dem auf besondre Einladung auch der Herausgeber d. Bl. teilnahm.*) Es war die vierte Tagung. Für die fünfte ist Berlin in Aussicht genommen.

Unsre Leser wissen, daß weder ich noch meine Freunde und Mitarbeiter für das Schlagwort „religiöser Liberalismus“ zu haben sind, wenn es irgend unsre geistige Gesamtstellung und -haltung kennzeichnen wollte. Dafür sind wir gleichzeitig viel zu „konservativ“. Und nichts wird uns hindern, auch einen internationalen oder nationalen Kongreß kirchlich und religiös konservativer Tendenz zu besuchen und zu unterstützen, wenn wir dazu aufgefordert werden und die Grundfläche einer wirklichen Gemeinsamkeit irgend gegeben ist. Hierin liegt so wenig ein Widerspruch, daß eine andre persönliche Stimmung uns im Chaos der heutigen Kämpfe unmöglich ist. Aber gerade darum lassen wir uns auch nicht abhalten, dem Internationalen Kongreß für Freiheit in Religionssachen unser herzliches Interesse zuzuwenden. Denn wir können nicht finden, daß des echten „Liberalismus“ in unsern kirchlichen und religiösen Zuständen zu viel wäre, und es würde eine Verleugnung der einen Seite unsers Charakters sein, wollten wir die Herzen und Hände, die mit reinem Idealismus in den Nationen und Kirchen überall am Werke einer freieren Gestaltung des Religionswesens arbeiten, nicht stärken und von ihnen uns stärken lassen.

In diesem Sinne begrüßen wir die Absicht des Kongresses, 1910 nach Deutschland zu kommen, und wünschen, daß er im Geben und Nehmen herüber und hinüber seine segensreiche Wirkung tun möge.

Als einen ersten Willkommensgruß aber möchten wir hier einige Erinnerungen veröffentlichen. Worte, die 1907 in Boston gesprochen worden sind, in zwangloser Auswahl. Wir entnehmen sie dem preiswerten Protokoll des Kongresses: Freedom and Fellowship in Religion. Proceedings and papers of the Fourth International Congress of Religious Liberals, held at Boston, September 22—27, 1907. Edited by Charles W. Wendte. With 55 Portraits. Boston, Mass., International Council. 651 S. 1 Dollar.

R

* * *

Diese Männer, deren Namen die Wände des Saales schmücken, waren Leute, die sich weigerten zu glauben, daß Gott seine Schöpferkräfte erschöpft habe, die keine gerechte Sache darum verließen, weil sie nicht beliebt war. . . . Sie waren Menschen, die es wagten, den Gott ihrer Väter anzubeten, auch wenn man ihre Weise ketzerisch nannte, ... die mächtig glaubten und arbeiteten, daß die Einigkeit im Geiste, die das Band des Friedens ist, auf Erden Wirklichkeit werde. (S. 51)

Samuel A. Eliot

*

Was der wolkenlose Himmel für den Astronomen ist, das ist die Freiheit für den religiösen Denker und die fromme Seele. In keiner andern Atmosphäre können wir sicher sein, daß wir die Gegenstände unsres Suchens und unsrer Liebe sehen. . . . . Autorität bedeutet nicht notwendigerweise Unaufrichtigkeit; traditioneller Zwang schließt nicht mit Sicherheit unehrliches Wesen ein, und doch ist hier ein günstiger Boden für beide; und Unaufrichtigkeit oder Unehrlichkeit in der Behandlung irgend einer wichtigen Frage ist ein schweres Unrecht, aber wo es sich um höchste Lebensfragen handelt, ist es ein Unglück. (S. 305)

George A. Gordon

*

Welches ist die beste Definition der Frömmigkeit, die die Menschheit in 2700 Jahren gefunden hat? Es ist das Wort des Propheten Micha (6, 8): „recht tun und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“ (S. 241)

Charles W. Eliot

*

Sie müssen alle bemerkt haben, daß in verschiedenen Kongreßreden der deutliche Wunsch zum Vorschein kam, es möchte in der liberalen Frömmigkeit noch etwas mehr zu finden sein, als das, was man das Erzeugnis der „kühlen Vernunft“ genannt hat. Es ist ein Sehnen nach Wärme und Glut der Ueberzeugung und des Glaubens, der Hoffnung und fröhlichen Erwartung zum Ausdruck gekommen. (S. 241)

Charles W. Eliot

*

Hier in unsern Versammlungen ist viel Nachdruck auf das Wort Freiheit gelegt worden. Das ist recht. Aber wir brauchen mehr als Freiheit. Wir brauchen eine aufbauende, eine schöpferische religiöse Freiheit. Wir müssen nicht nur Religion haben, wir müssen eine höhere, noch mehr veredelnde Religion haben . . . Das ist der Fehler des Protestantismus bei uns in Böhmen und vermutlich in ganz Europa und in Amerika, daß er lediglich die Fehler des Katholizismus vermeidet. Das ist nicht genug. Und es ist nicht genug, wenn der sogenannte Freidenker die Fehler des Protestantismus vermeidet. . . . Wir brauchen ein frommes Leben, das alle kirchlichen Formen der Religion überwinden wird. (S. 151)

Masaryk

*

Wir fragen bei einem Theologen nicht mehr: ist er orthodox in seinen Ansichten, hält er sich in dieser oder jener Frage an die kirchliche Ueberlieferung? sondern: ist er urteilsfähig, ist er bedeutend, ist er innerlich gesund, hat er den echten wissenschaftlichen Sinn und

*) Vgl. 1907, Nr. 40, 42 und 43.

D H

arbeitet er in seiner theologischen Wissenschaft für göttliches Leben in der Menschheit, die er mit allen weisen und tapferen Menschen teilt!

Bei uns ist Freiheit einfach eine Lebensbedingung der Forschung. . . . Sie bedeutet nicht notwendig eine Veränderung der Ueberzeugung. Es können dieselben Ueberzeugungen sein, die der freie Denker hat und der, der seinem Denken Schranken auflegt, aber sie stehen weit fester in den Gedanken des freien Denkers. Heutzutage gehen in der Theologenschule in Harvard, wo die Freiheit vielleicht weitergehend und gesicherter ist als in irgend einer andern Anstalt des Landes, die Meinungen oft stärker nach der konservativen Seite als in Seminarien, die unter entschiedener Zurückhaltung stehen . . . . Die Menschen müssen entweder unter Autorität oder in Freiheit denken, und hier in Neu-England ist von den frühesten Zeiten her eine wachsende Neigung gewesen, die Wahrheit dem Gewissen des freien denkenden Menschen anzuvertrauen. (S. 302) George A. Gordon

*

Die alten grundlegenden Anliegen des Glaubens sind unter der Herrschaft der Freiheit nicht von ihrer Stelle gestoßen. Die Sterne, die der Gefangene durch die schmalen, trüben Fenster seines Gefängnisses sieht, sind dieselben Sterne, die der Freie über seinem Haupte am Abendhimmel versammelt sieht . . . Was wir nicht übersehen können, das sind die Hemmungen, die der Gefangene hat, mag es sich um Freude oder um Beobachtung handeln. Gott ist noch immer in seiner Welt, Gott ist noch immer in den großen Seelen seiner Menschheit, er ist noch immer in der Seele Jesu Christi, er ist noch in unsrer Menschlichkeit [Humanität]. Gott ist noch immer in dem Leben eines einzigartig religiösen Volkes, im Leben eines im höchsten Sinn religiösen Einzelnen, und dieses unvergeßliche Leben ist noch immer in unvergeßlicher Weise in unsrer Bibel aufgezeichnet. Der Unterschied liegt hier . . . in dem ungeheuren Vorteil des freien Denkers. Er darf frei an diese leuchtenden und ewigen Wirklichkeiten des Glaubens herantreten und er darf mit ihnen reden Auge in Auge, wie die Menschen der Vorzeit mit Gott sprachen. (S. 304)

George A. Gordon

*

Es liegt nichts Streitsüchtiges in der Absicht dieser Versammlung, nichts Polemisches in unsern Diskussionen. Obwohl die bestimmte Darlegung unsrer Grundsätze zuweilen in denen, die andrer Meinung sind, heiße Gedanken weckt, bekennen wir, daß wir kein Verlangen danach tragen, zu kritisieren und Brand zu stiften. Wir wenden uns nicht an Leidenschaft oder Vorurteil, sondern an die Vernunft und an den guten Willen. Unsre Aufmerksamkeit richtet sich nicht auf die Fehler und Gebrechen andrer Systeme religiösen Denkens oder andrer Methoden religiöser Organisation, sondern ausschließlich auf die Entfaltung schöpferischer und aufbauender Kräfte. Es liegt uns an der Förderung bestimmter positiver und universaler Grundsätze des Denkens und Handelns. Wir möchten bejahen, nicht verneinen, nicht niederreißen, sondern erfüllen. (S. 50)

Samuel A. Eliot

Fortsetzung folgt

Briefe aus Kleinasien von einem früh Vollendeten

3

Eski-Schehir 14. Februar 1908*)

Ich gebe mich keinen falschen Hoffnungen hin: seinem geistigen Gehalt nach wird der Bildschmuck [des Betsaales] nicht gewertet. Aber ich meine doch, unbewußt müßte Mancher empfinden, daß sich im Kunstwerk eine höhere Welt offenbart. Als ich mit den Kindern vor der Kreuzigung stand, spürte mans am leisen ernsten Ton der Stimmen und an den hingenommenen Augen, daß sie etwas ahnten von der tiefen Frömmigkeit dieses Meisters. Der eine oder andere Mann, diese oder jene Frau mag wohl noch nach dem Gottesdienst schauend vor den deutschen Bildern stille stehn und etwas von der Heimat ahnen. Wahrhaft gefreut aber hat mich, daß Gustav (der Bismarck für einen Dichter hält) vor Holbeins Madonna meinte: „Das ist doch das Allerschönste, das ist Wunderschön" . . .

Hier die regelmäßigen Stunden meiner Arbeit.

Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerst.	Freitag	Samstag
1/2 11 Gottesdienst 1/2 3 Konfirmanden 4 alle Kinder 6 Erwachsene	4 Türkisch	1/2 8 Diskussionsabend	4 Religionsstunde	8 Gesangverein 9 Türkisch	8 Gesangverein	3 Religion

1) Die Jugendunterweisung ist jetzt in feste Bahn geleitet.

2) Diskussionsabend. Der Plan ist der folgende: Kurzer Vortrag aus allen Gebieten:

Kunst	Technik
Literatur	Bankwesen
Geschichte	Hygiene
Geographie	Nationalökonomisches
Biographie	(Geistesfragen)

Ueber Technik, Bankwesen, Hygiene sollen uns Ingenieure, Bankbeamte, Aerzte belehren; vorgesehen habe ich praktische Demonstrationen an Maschinen, gemeinschaftliche Ausflüge zu Kunstdenkmälern und dergleichen. Vorläufig begann ich mit „Tell". Heut ist der zweite Abend. Nach dem Vortrag Debatte. Es wird schwer sein, die Geister in Fluß zu bringen. Aber einige wenige sind ganz dabei, und das Schönste ist, man hat mich gebeten. So hoffe ich Viel! — In Zukunftsgloriole steht schon am Horizont geschrieben: „Kleinasiatische Ortsgruppe des Dürer-Bundes zu Eski-Schehir."

Wieviel Enttäuschungen werde ich auch hier entgegen gehen?! Wahr ist nur stets die ewige Maxime: Die Dummheit der Leute ist grenzenlos — und wir haben eine Handvoll Heimtücker zuviel in unsrer kleinen Kolonie.

3) Eine sensationelle Erregung wirds geben, wenn publik wird, worüber ich privatim schon lange verhandele: die Direktion der Bahn hat mich gebeten, in eine Dreimännerkommission zur Verwaltung der Schule einzutreten: mir fällt dabei zu die völlige Reorganisation des verfahrenen Unterrichtsbetriebs . . . Um der Kinder und des Deutschtums willen muß diese peinliche und schwere Aufgabe übernommen werden.

4) Auch der Dreimännerkommission zur Verwaltung des Klubgebäudes soll ich angehören; das wird Aufsehen geben. Denn der Bau steht nur [für] die Employés der Bahn da . . .

Ich gehe jetzt unruhigen Zeiten entgegen, zumal eine Spannung der Nationen mehr und mehr zunimmt, geschürt durch unlautere Elemente. Mein alter Refrain: von der Verlogenheit des hiesigen Menschenmaterials macht sich Niemand eine Vorstellung. Es ist zum Ausspeien!

Meine Deutschen habe ich hinter mir, alle! Katholiken und Evangelische.

Kaiserfeier am 27. Januar. Unter großem Andrang allen Volks verlief die Feier würdevoll. Ich hielt eine lange Festrede. Thema: Deutschlands auswärtige Politik im Jahr 1907. Mit Zeitungen reichlich versehen gab ich einen Ueberblick: An der Spitze die Haager Konferenz, Friedenstendenz, „Völkerdiplomatie" — alle Staaten kurz gestreift — Grundton: Harmonie und Friedensstreben: laßt im Kleinen nicht verderben, was im Großen angebahnt wurde.

Da alle Nationen vertreten waren, war die Situation nicht leicht, zumal auch um der türkischen Behörden willen. Der Kaimakam machte Komplimente über Komplimente, von denen jeder Einsichtige weiß, wie er sie zu taxieren hat . . .

Lehrreich und wichtig wäre es, wenn ich im Einzelnen schildern wollte, wie sich in dieser kleinen Welt das Getriebe der großen Politik wiederspiegelt, wie man oft meint auf vul-

*) Dieser Brief, ein längerer „Rechenschaftsbericht" an die Seinen, ist also zehn Tage vor dem Besuche Huguenins geschrieben. D. H.

kanischem Boden zu stehen. Die politischen Verhältnisse können sich von heut auf morgen ändern. Es ist ein verfilztes Wesen hier, und steigt einem heiß der Zorn auf über so viel Lüge!

Schmerzliche Enttäuschung bereitet mir immer wieder die innere Verfassung meiner Deutschen. Man glaubt auf elastische Empfänglichkeit zu stoßen, aber es ist Schein: gallertartig schwabbt die träge Masse in sich selbst zurück (Offenb. 3, 16). Die Wirkung der Umgebung ist entsittlichend und oft furchtbar. Alles Grade, Echte, Wahre scheint verflogen und vergessen.

Es kommen oft Stunden furchtbarer Müdigkeit Leibes und der Seele und Stunden stumpfer Oede; mit dem alten Elias möchte man sagen: So nimm denn Herr, meine Seele; ich will und kann nicht anders sein als andre Menschen.

Aber wie nach einem geheimen Gesetz der Natur dauern diese Verzagtheiten nicht länger als drei Tage: sie müssen überwunden werden, Gott gebe, daß ich sie immer überwinde.

Ich las neulich irgendwo ein ernstes Wort: „Zur Selbsterziehung gehört Verkehr mit Seinesgleichen." Daran fehlts, und das ist oft schwer. Manchmal hungerts mich nach Menschen. —

Aber ich darf nicht ungerecht sein und einseitig schildern; hab ich doch viel kleine Freuden: meine Kinder. Und um aus der Tiefe wieder zum Gleichmaß zu kommen, einen raschen Schnörkel zum Schluß:

Wir waren alle bei eisigem Wind, aber in froher Laune allesamt, ein paar Alte und alle Kinder, durch die öde Ebene auf den Schutthügel gegangen, der Dorylaion heißt; kamen erfroren froh zurück. Wie ein Schwarm lustiger Vögel ließen wir uns Alle bei der Heimkehr in einem türkischen Kaffee nieder. Dem guten Alten war so was noch nie passiert. Es war reizend, wie die gemessene Feierlichkeit und neugierige Würde des Kaffeetischs und seiner Bekannten sich abhob vom munteren Kleinvolk. Ingenieur E. und ich machten Konversation: „Bist du immer in Eski-Schehir gewesen?" — Nein, Effendim! — „Wo kamst du her?" — Aus Persien. — „Und auf welchem Wege?" — Eine Welle trug mich herüber [er meint: ein Zufall — — ist das nicht anmutig gesagt?]. Ich sage: „Effendim, Kawê tschok alâ dr" (dein Kaffee ist sehr angenehm). — O mein Herr, wenn du willst, bist du immer mein Gast, wenn du vorbeikommst. — „Auch du bist mir sehr willkommen in meinem Haus." — Ja Effendim, vorgestern bin ich gegangen dich zu besuchen, aber da fand ich dein Haus nicht; ich wills noch einmal tun. — (Natürlich hatten wir uns nie gesehen!)

Das ist türkische Höflichkeit. Ich habe ein großes Wohlgefallen an dieser feinen, zurückhaltenden Art, und die Gastfreundschaft ist wirklich grenzenlos.

Aus Alledem ist zu ersehen, daß mir Umgebung und Menschen mehr und mehr Gewohnheit werden: das ist ein Segen und eine Gefahr. — Man braucht Staunen und Befremden nicht zu überwinden, um zur Wirklichkeit zu finden. Der blendende Schein des ersten Eindrucks ist erloschen. Aber dunkel warnt die innere Stimme, das Geschehnis und den Zustand nicht als gegeben hinzunehmen und selber zu verharren. Dieser Stillstand bedeutete den geistigen Tod. Denn es gibt nur eine Entwicklung: Aufwärts! Und ich habe keine andre Bitte, als die um Kraft und stetes Streben. Wann wird ein innerlicher Erfolg sich zeigen?

Eski-Schehir, 30. März 1908*)

In der Diestschen Karte von Kleinasien steht bei Beylik-Ahour, bei Idi Agatsch verzeichnet: Säulentrümmer. Ein frühlingswarmer Sonnentag, an Wochenbeginn, trieb mich heraus. Komme ich mir doch vor wie ein angeketteter Hund! — Schätze liegen in Trümmern im Lande. Und ich möchte sie heben. Mit allen Fibern treibts mich zur archäologisch-kunstgeschichtlichen Arbeit. Und mein Gewissen mahnt und mahnt: aber wo, wo die Zeit! Dieses vielgestaltige Riesenungetüm Leben wächst mir über Kopf und Kräfte.

*) Damit hebt ein langer Brief an, der über mancherlei Reisen berichtet, die sich über den ganzen März verteilen, unterbrochen durch Augenblicksbilder aus der Zeit der Niederschrift. D H

Pferde waren auf der einsamen Station nicht zu haben. Drei Tage bin ich auf dem entsetzlich schindenden federlosen Wagen gefahren. Weit dehnte sich das Land und schattenlos. Glühend brannte die Sonne. Zwei tolle Nächte wild durchträumt. Die eine im Judendorf Mannajeh.

Diese seltsame Siedelung im mohamedanischen Lande ist eine künstliche Schöpfung. Chasdel Schwarz hat mir ihre Geschichte erzählt. Sie ist von mir wortgetreu und im hebräisch durchwürzten Dialekt nachgeschrieben (am Abend todmüde nachgeschrieben). Sie liest sich wie ein Roman.

Wie die Leute aus Rumänien auswandern, da wurden sie „persekutiert". „Und wisse Se was? Ich hab gesagt: was brauche mer sich lasse zu persekutiere?" Wie achtzehn Familien dann ängstliche Tage auf dem Schiffe der Mohadjirs (der Auswanderer) in Konstantinopel verleben, hungern, wie dann Chasdel Schwarz für die Familien Geld schafft, die türkischen Behörden interessiert: das alles ist bewundernswert. Mit merkwürdiger Offenheit hat der Mann erzählt: eine eigentümliche Mischung von gutem Wollen und Gaunerei, Aufopferung für Andere, die aber nie den eigenen Geldbeutel vergißt, ängstlich besorgt für seine „Häre" (i. e. Ehre), aber doch prickelts ihn, auch aus der Wohltätigkeit ein Geschäft zu arrangieren!

Es müssen geradezu ergreifende Szenen vorgekommen sein — aber mitten in die seelische Erschütterung über die unerwartete, hellstrahlende Hilfe schiebt sich dann doch wieder ein fast grotesk-humoristischer Zug . . .

Die Nacht war ich in seinem Hause. In königlicher Einsamkeit mußte ich allein im Staatszimmer das Nachtmahl nehmen. Draußen ehrerbietig die Familie. Und im Herdraum schlief dann auch der ganze Knäuel Menschheit.

Ich mit dem Patriarchen teilte allein die Lüfte und Düfte der Nacht; er auf einer Bank zusammengerollt, ich im Prachtbett aus Eisen.

Der Lehmraum war sauber. Vorm Zubettgehen hatte die Tochter Wasser gesprengt; nach alter Sitte in kunstvollen Arabesken; es waren die Muster rumänischer Stickereien.

Durch die verhängte Tür quollen Geräusch und Geflüster; ein Rascheln im Zwielicht, Atmen und halbverlorene leise Worte. Ganz aus der Ferne klang Hundegebell. Ich lag lange mit offenen Augen ins Dunkel starrend, schlaflos . . .

Ich wachte erlöst auf und sprang tiefatmend ins Freie: großartig lag die Steppe.

Die Morgentoilette vollzog sich unter gespanntester Aufmerksamkeit als intimer Familienakt: man kriegt kein Wasser zum Waschen, sondern ein Mägdlein begießt einem (à la turca) die Hände aus einem Krug. Das ist auf den deutschen Tschifliks ebenso und erinnert an unser Waschen unterm Krahn.

Die zwei Tage habe ich dann in glühender Sonne gearbeitet und wenig gegessen. Inschriften kopiert und abgeklatscht, Steine gezeichnet, gemessen und photographiert, zum Teil im Schmutz und Misthaufen liegend, die Beine 1 m höher als der Kopf, steif und immer in der blendenden Helligkeit. Aber der Ertrag war gut. Planlos eigentlich und aufs Geratewohl einmal hatte ich den Vorstoß unternommen und war tief befriedigt.

Reizend und wie eine Idylle weltentlegener Vornehmheit wirkte die Aufnahme in den Türkendörfern. Es sind wirklich famose Leute. Von einer natürlichen Eleganz und Reserve, die mich lebhaft an die Italiener erinnerte . . . Ist es nicht schön, daß jedes Wort des Europäers rückhaltlos geglaubt wird wie ein heiliges Orakel, und sei es der größte Wahnsinn? „Scherz" versteht man nicht. Aber ehrt diese grade Lauterkeit nicht den Charakter der Rasse? Notabene der unteren Klasse! —

Die zweite Nacht schlief ich auf harter Bank, frierend, ungegessen auf der Station Beylik-Ahour; todmüde von einem vierzehnstündigen Tagewerk. Am andern Morgen wie zerschlagen fuhr ich zurück, stürzte nach fünfundzwanzigstündigem Fasten (denn 3 Eier und 2 Tassen Tee rechne ich nicht) über Mutter Tadias Essen her, hielt um 5 Uhr Religionsunterricht, um 8 Uhr einen zweistündigen Vortrag über „phrygische Felsengräber", dem ich auf Station Beylik-Ahour die letzte Form gegeben hatte, und sank mit einem unsagbaren Glücksgefühl, gebadet, gewaschen, schlafgierig in mein sauberes, weiches Bett.

Ich mußte im Versinken noch lächeln: ein Packen Bücheranzeigen aus Berlin lag auf dem Tisch: fein kultivierte, elegant gebundene Bücher: was geht mich **das** an? . . .

2. April

Abgesandte Holzmanns sind da. Wir haben zu Dritt und zu Fünft geplant und gerechnet, Grundrisse geprüft und entworfen, bis in die Nacht hinein: eine diffizile Arbeit. Das alte „Beamtenheim" ist eine verpfuschte und frostige **Scheune**. Nun soll es ein „Heim" werden, einfach, vornehm, behaglich. Eski-Schehir liegt in der offenen Straße der Zukunft. Wir haben viele Gäste. Und die Lästermäuler sind gleich bei der Hand. Es ist Pflicht, aber es ist schwer, etwas Ordentliches zu schaffen. — Aber zurück!*) [Ada Bazar 14. März]

Ich sitze in einem fröstelige Stationsraum, in Ada-Bazar, warte auf meine Führer, biedere Schweizer, die mich in die Stadt bringen wollen.

Ada Bazar liegt in einer grünen Ebene; man hat ziemlich viel Bäume, das Land ist fruchtbar. Früchte und Holz werden exportiert. In der Stadt wohnen 40 000 Leute, $^1/_2$ Türken, $^1/_4$ Armenier, $^1/_4$ Griechen. Die Amerikaner haben eine „Mission" hier. Keiner kann mir aber etwas Genaues sagen. Ich bin also recht gespannt auf Alles. Ob Novard Berberian hier ist? Wie die Organisation der Schule, des Internats? Auf, laßt uns wandern. Im strömenden Regen. —

Am Abend.

Wie wunderbar reich ist mein Leben. Heute ist wieder ein Tag, wo alles in mir überströmt von Dankbarkeit und Freude. In solchen Stunden spüre ich eine Führung über mir. Der kleine Alltag streckt immer seine Fangarme aus, um uns zu erpressen, aber Gottes kräftige Hand reißt uns immer wieder heraus! Im Zuge hatten mich die wilden Zweifel wieder jählings und triumphierend überfallen. Heute Abend atme ich tief auf in einer glückselig-dankbaren Erregung. Ja, es ist alles „wunderbar."

Ich bin mit schlechtem Gewissen hergekommen, denn ich wußte nicht, ob ich meine Leute in Eski-Schehir zwei Sonntage im Stiche lassen konnte. Aber jetzt weiß ich, daß es recht ist. Und ich freue mich herzlich darauf, morgen einen Gottesdienst zu halten, vor 5 Personen will ich sprechen.

Noch immer steht mir Novard Berberian vor Augen. Die reine Freude dieses Kindes hatte etwas so Keusches und fast Heiliges, daß es mich ins Tiefste rührte. Ich bin noch ganz bewegt.

Wir standen im lichten hellen Hausflur der amerikanischen Mission; ein junges Mädchen trippelte in den Sockelschuhen weg, um sie zu rufen, und als ich ihr nun mein Begehren sagte, sie deutsch begrüßte, die Grüße der Pflegeeltern brachte, da ging ein so goldener Sonnenschein über ihre Züge, daß ich das gar nicht vergessen kann.

Sie ist kleiner als ich, voll wie die Armenier sind, schwarz und blank. Die Bewegungen sind weich und rund, fast langsam. Was mich so tief bewegte, war, daß sie ihrer Empfindung Ausdruck geben wollte und doch keine Worte über die Lippen brachte. Ich sah nur, wie diese tiefe, himmelreine Freude in ihr aufschluchzte. Das macht den Menschen über alle Maßen schön. Er denkt nicht an sich. Er geht ganz in Andern auf. Diese Selbstlosigkeit verklärt, und diese edle Art ruft auch in **uns** wieder das Beste wach. Es ging meinen Begleitern geradeso.**)

Am Sonntag Nachmittag haben wir dann einen kleinen stillen Gottesdienst gehalten (zusammen 6 Personen). Im schlichten Mietszimmer des jungen deutschen Bachmann. Ich sprach über Matth. 4, 4. Alle lauschten so andächtig, und wir gedachten der Heimat, auch der Pflegeeltern des Kindes. Und Matth. 18, 20 wurde wahr.

Am Abend dieses Tages sind im Hause des Armeniers Lasian gewesen. Der hat eine Deutsche zur Frau. Wir waren recht fröhlich, recht dankbar. Die jungen Leute waren selten aufmerksam und von einer schönen Freundlichkeit. Ich soll sie bald wieder besuchen und will es gern tun.

Die amerikanische Schule ist für Novard Berberian wirklich ein Heim. Nicht mit einer sentimentalen Rührseligkeit, sondern mit einer erquickenden aufrichtigen Dankbarkeit hängt sie an ihren deutschen Eltern. Ich habe den Eindruck, daß die Amerikaner für Geist und Körper gleichmäßig klug und praktisch und mit warmem Herzen sorgen. Schul- und Schlafsäle von peinlicher Sauberkeit und frisch. Ein besonderes kleines Krankenstübchen.

Es sind sechs Lehrerinnen da. Miß Fahren steht an der Spitze. Es ist eine feine Dame von einer vornehm edlen Art. Sie hat selten leuchtende Augen, schon leicht ergrautes, silbergraues Haar, aus ihrem Wesen spricht Lauterkeit, große Güte und fester Wille. In ihren Bewegungen liegt Anmut. Man muß Vertrauen zu ihr haben, und mir scheint, die Kinder lieben sie.

Ich durfte am Unterricht teilnehmen, und man hat mir das ganze Haus von oben bis unten gezeigt. Die Kinder lernen Armenisch, Türkisch, vor allem Englisch; Geschichte, Physik, Mathematik, Geographie rc. Die Leistungen konnte ich nicht beurteilen, denn man sprach armenisch und englisch. Aber die Kinder waren **fröhlich**. Man treibt viel Musik, macht Ausflüge; die Kleinsten wirkten im „Kindergarten" (der Name ist übernommen) eifrig mit ihren Bausteinen. Alles Muffige ist verbannt. Alles ist hell und licht wie die Farbe der Wände, der Matten. Sonne, Luft und freie Bewegung. Man erzieht die Mädchen ohne Gefühligkeiten, aber sicher, fest, ruhig.

Wie mich die Größten in ihrem Zimmer „empfingen", zum Sitzen einluden, war hübsch. Diese höflich-herzliche Sicherheit hätten **deutsche** Kinder nicht. In diesen Dingen können wir von den Amerikanern nur lernen.

Eine reizende kleine Szene gabs zum Abschied. Miß Fahren hatte alle Kinder zusammenkommen lassen, die deutsch sprechen. Es waren wohl fünfzehn. Einige kamen aus Smyrna, einige aus dem Waisenhaus von Bebek am Bosporus, das sich auflösen mußte. Die Kinder begrüßten mich alle strahlend. Wir sangen deutsche Lieder, Choräle, zusammen, und Novard trug ein Gedicht vor — ich höre noch den fremden Akzent, die dunkle Farbe, und sie sprach ganz ergriffen:

> Von allen Ländern in der Uält,
> das deutsche mir am besten gefällt . . .

Ueber der kleinen Gruppe lag ein eigner Liebreiz, etwas Unsichtbares, das Alle zusammenschloß — und Miß Fahren stand auf und kam zu mir und sagte: „Nicht wahr, eine deutsche Kolonie mitten in der amerikanischen?" Ich antwortete dankend: „Ist es nicht, Miß Fahren, der Anfang einer germano-amerikanischen Allianz?"

Und wie danken sie dann alle: „Daß Sie sind gekommen, uns zu sehen, Uir danken viele, viele Male." —

Die Amerikaner sind praktische Leute. Auch in ihrer Wohltätigkeit und in ihrem Christentum. Wie sie uns im Handel Konkurrenz machen und Kleinasien für ihre Kunstgeschichte zu erobern suchen (jetzt Millionen zur Ausbeutung des Landes durch die Archäologen, die Rockefeller oder sonst ein Krösus gegeben), so dient auch ihre werktätige Liebe zur Propaganda, für die Verbreitung ihrer Sprache. Die Kinder dürfen nur Sonntags ihre Muttersprache reden.

Aber alles, was sie tun, tun sie auf eine unbekümmerte, gesunde, siegreiche Art. Bei uns Deutschen ist die Reflexion und die Grübelei (so scheint mir) auch in die Politik hineingekrochen. Wir kommen vor lauter Ueberlegung nicht zur Tat! Wir erwägen hin und her, was wohl Dieser, was wohl Jener sagen könnte, wenn wir dieses oder jenes tun. Wir begründen das mit hundert Dingen und schreiben schöne Berichte, halten diplomatisch gute Reden — während dessen hatten die Engländer und Amerikaner uns auf eine tatenfrische Weise auf die Seite gedrückt, nur lächelnd über diese gedankenblassen guten Deutschen, und den Vorteil in die Tasche gesteckt. In Klein-

---

*) Es folgt Bericht über einen Aufenthalt in Konstantinopel, den wir vorläufig bei Seite lassen. Er währte vom 10.—13. März. Auf dem Rückwege Abstecher nach Ada Bazar: 14.—16. März. Was davon erzählt wird, ist gleich in Ada Bazar niedergeschrieben und in den großen Brief vom 30. März ff. hier chronologisch eingeschaltet.

*) Bis hierher reicht die Niederschrift vom 14. März; das Folgende ist Rückblick vom April. D H

asien wenigstens ist es so. Man könnte es hundertfach belegen. Der beschränkte Laienverstand wünschte unsrer Diplomatie mehr Rückgrat und eine stolze Energie. Der geringste Bürger genießt im Ausland Englands königlichen Schutz, über die bürokratische Aengstlichkeit unserer deutschen Konsulate hört man täglich klagen.

Es kommt mir vor, als sei die dünne Hochlandsluft der auswärtigen Politik für die Flachlandslungen unsrer Diplomaten unerträglich. Recht wie kleine Männchen verschanzen wir uns brillenbewehrt hinter Aktenbündeln: Ihr solltet nur sehen, wie etwa der englische Konsul in Konia schaltet, ruhig, vornehm, sieghaft — unbefangen, stolz und zäh.

Die wenigen Engländer, mit denen mich das Leben zusammenführte, habe ich als Menschen immer achten müssen. Diese reservierte und grundvornehme Kultur war mir von je sympathisch.

Aber die Nation habe ich nie geliebt. Und hier lernt man sie fast hassen. Breit und selbstverständlich zwängt sich dieses Volk ein, erntet wo Andre säten, und lächelt nur über alle unsre Torheit. Die Engländer sind unsre Feinde. Ueberall durchkreuzen sich die wirtschaftlichen Interessen der zwei Nationen. Es ist ein Konkurrenzkampf. Unsre Diplomaten spüren die staatsmännische Ueberlegenheit — einen Bismarck haben wir nicht. Die englische Kultur ist uns doch nur teilweise über; aber alle Tüchtigkeit und Anstrengung des Einzelnen wird im Ausland wieder gehemmt und gebremst durch die Eiertanztaktik unsrer Diplomatie. Man spürt gelegentlich einen ohnmächtigen Grimm. — — Ich wünsche von Herzen, daß ich Unsinn rede.

Die Berufung des Pfarrers Mahling auf den Berliner Lehrstuhl für praktische Theologie

Die jüngste Berliner Berufung hat viele Gemüter heftig erregt. Mich nicht. Ich kann ehrlich sagen, daß ich von dieser Berufung nichts Anderes erwartet habe. Ja, ich habe mich sogar auf die Person Mahlings seit Monaten schon innerlich eingerichtet.

Es war ja von Anfang an deutlich, daß die um Seeberg Mahling wollten. Schon für die Nachfolge des Professors Hering in Halle, die Drews zugefallen ist, präsentierten sie ihn. Dann noch ehe Kleinert in Berlin seinen Abschied einreichte, auch zum Ersatz für diesen.

Mahling hat als Vereinsgeistlicher für innere Mission in Hamburg sein Ansehen begründet. Da er ein geborener Frankfurter war, haben wir ihn bei Pfarrvakanzen wiederholt nach seiner Vaterstadt zu ziehen versucht; ich selbst habe seiner Zeit solche Wünsche an ihn gebracht. Wir wollten tüchtige Männer nach Frankfurt haben, auch von der kirchlich-konservativen Richtung, und hegten zu Mahling ein besonderes Zutrauen. Er konnte zu meiner Zeit sich von Hamburg nicht trennen; später ist er dann doch als Cordes' Nachfolger Pfarrer an der Lutherkirche in Frankfurt am Main geworden. Er hat als solcher auf wohl bereitetem Boden eine kräftige Wirksamkeit entfaltet. Vielleicht eine etwas unruhige, aber ich habe darüber nicht genug Urteil; er gehört einer Periode der Frankfurter Kirchengeschichte an, in der die Geister wieder mehr auseinandergehen. Vor der Oeffentlichkeit hat er sich als Mitbegründer und Vorkämpfer des Keplerbundes betätigt. Die Kieler Fakultät widmete ihm zur Feier des Wichernjubiläums den Doktorhut, ohne Zweifel aus dankbarem Gedenken an das, was er als Mann der inneren Mission in der Stadt Wicherns geleistet hatte. Aus alledem geht hervor, daß wir es in Mahling mit einer begabten und tüchtigen Persönlichkeit zu tun haben. Jedenfalls mit einer großen Arbeitskraft.

Dieser treffliche Mann soll nun innerhalb der theologischen Fakultät von Berlin das Ordinariat für praktische Theologie übernehmen. Warum nicht? Woher die Erregung?

Nun, ganz einfach daher, daß dieser ganze Lebensgang zwar einem Pfarrer alle Ehre macht, aber für den Posten eines wissenschaftlichen Vertreters der praktischen Disziplin an der ersten Hochschule Preußens schlechterdings keinen Befähigungsnachweis leistet. Man lasse sich durch den Titel „praktische Theologie" nicht täuschen. Gerade diese Professur glücklich auszufüllen, dazu bedarf es außer praktischen Gaben und Interessen einer ganz besonders gründlichen und soliden wissenschaftlichen Ausrüstung. Es ist ja oft schon von wohlmeinenden Reformern der theologischen Fakultäten gefordert worden, daß man die Theologie-Professoren aus dem Pfarramte herausholen solle, damit ihre kirchliche Erfahrung und ihr positiv-religiöser Sinn dadurch einigermaßen verbürgt werde. Und gewiß ist es gut, wenn Theologen, die sich der akademischen Laufbahn zuwenden, erst auch einmal im praktischen Amt tätig gewesen sind. Aber diesem Gesichtspunkt steht der andere gegenüber, daß es in der Regel gar nicht möglich ist, innerhalb des heutigen Pfarramts (geschweige als Berufsarbeiter der inneren Mission) sich die Gelehrsamkeit anzueignen, die für eine erfolgreiche Mitwirkung innerhalb des Hochschulbetriebs schlechterdings notwendig ist. Schon mancher Pfarrer, der aus irgend welchen Gründen sich hat verlocken lassen, in späteren Jahren ohne allmählichen Uebergang ein Ordinariat zu übernehmen, hat das hart zu büßen gehabt. Auch Mahling wird sich diese ernste Seite der Sache nicht verhehlen. Aber er wird meinen, das Opfer bringen zu müssen, wenn die preußische Regierung ihn versichert, daß er nun eben der Mann sei, den man für diese Stelle so lange gesucht habe. Er wird das Opfer bringen seinem kirchlichen Programm und seinen kirchlichen Freunden, ja der Kirche und dem Herrn Christus selbst, dem er eben mit diesem Programm und innerhalb dieser Richtung am besten dienen zu können glaubt. Wie das mithin persönlich durchaus achtenswerte Wagnis ausläuft, wird die Zukunft zeigen.

Damit von Mahling genug. Wenden wir uns der Regierung zu, die für seine Berufung allein verantwortlich ist. Daß sie Mahling um seiner wissenschaftlichen Qualifikation willen ausersehen habe, wird sie gar nicht behaupten. Sie will der kirchenpolitischen und politischen Partei, die ihn empfiehlt, Entgegenkommen beweisen. Die „Parität" fordert das. Man hoffte ja schon durch Deißmanns Berufung nach dieser Seite hin guten Willen zu prästieren. Deißmann war der Kandidat Seebergs. Und man erlebte dann mit Schrecken, daß man sich geirrt hatte. So mußte man diesmal den Fehler gut machen. Diesmal präsentierte Seeberg Mahling, und man nahm sich im preußischen Kultusministerium die Zeit, sich zu vergewissern, daß diesmal sein Kandidat auf der ganzen konservativen Linie genehm war. Darf man der preußischen Regierung daraus einen Vorwurf machen? Sie hat mit den Machtverhältnissen zu rechnen, mit den Machtverhältnissen in der Kirche wie im Staat. Und der kirchliche Konservatismus ist in der preußischen Landeskirche eine Macht, noch mehr der politische Konservatismus im preußischen Staat.*) Wenn man sich diese einfache Gedankenreihe vor Augen hielt, so brauchte man kein Prophet zu sein, um die Berufung Mahlings in diese Berliner Professur seit Monaten vorauszusehen.

Aber die Fakultät und ihre Vorschläge? Die Universität und ihr wissenschaftliches Interesse? Ach unsere Universitäten und Fakultäten in Preußen vertragen so viel, was durch ganz andere Faktoren als den wissenschaftlichen bestimmt ist, daß es auf eine Zumutung mehr oder weniger nicht ankommt. Im Kultusministerium sagt man sich, daß ohne politische Rücksichten nicht regiert werden kann; und man wird den Herren, die dort die Geschäfte führen, nicht zu nahe treten, wenn man ihnen nachsagt, daß weder ihr religiös-kirchlicher noch ihr wissenschaftlicher Charakter sie geeignet macht, einen Kampf für Prinzipien gegen drängende Gewalten zu führen. Das freilich werden sie ja nicht leugnen, daß es für die Besetzung einer Berliner Fakultät, und gerade auch der theologischen, von Rechts wegen keine andere Maxime gibt als die, daß man aus allen gelehrten Fächern und religiös-kirchlichen Richtungen dahin die Allerbesten

*) Obiges war schon geschrieben und gesetzt, da lasen wir in der Kreuzzeitung Nr. 110 zum Fall Mahling: „Die »Parität« . . muß eingehalten werden. Das ist nicht etwa eine kirchenpolitische, sondern eine rein politische Notwendigkeit."

zu sammeln habe. Aber sie werden die Achseln zucken und zu ihrer Rechtfertigung sagen: es mußte für die Konservativen etwas geschehen, und ein besserer Mann ihres Vertrauens war nicht zu kriegen. Dann sind wir so neugierig zu antworten: Weshalb haben denn die Verhandlungen mit Professor Althaus in Göttingen nicht zum Ziele geführt? Er war der Berliner Fakultät genehm, und wir würden wider ihn kein Wort sagen. Er gehört der orthodox-lutherischen Richtung an.

Ich stehe durchaus unter dem Eindruck, daß der Fall Mahling für die kirchlich-theologische Rechte im Grunde viel peinlicher ist als für unsere Richtung. Denn daß sie für diesen sicheren Posten nicht mit einer kleinen Schar auserwählter Kandidaten dienen konnte, darin wird ihre Armut auf diesem Gebiete offenbar. Das sagen wir ohne Feindschaft, es ist die notwendige Feststellung einer Tatsache.

Die betroffene Fakultät soll sich, wie die Zeitungen schreiben, zu einem Protest aufgerafft haben. Sie wird damit gegen die Politik im Kultusministerium nicht aufkommen. Die Fakultäten haben auch in dieser Richtung viel zu viel versäumt. Sie haben sich viel zu viel gefallen lassen. Und sie haben sich viel zu wenig solidarisch gefühlt. Als in Bonn die Experimente begannen, die jene Fakultät auf Zeiten zu einem wahren Monstrum machten, wie vornehm hat man da von anderer Seite auf jene Vorgänge herabgeschaut! Nun muß Berlin büßen. Die philosophische Fakultät hat ja im Fall Bernhard bewiesen, daß einmütige Proteste auch bei einem preußischen Kultusminister zuweilen durchschlagen; aber die theologischen Fakultäten können es dank dem System der Strafprofessoren zu einer einmütigen Kundgebung kaum noch bringen. Seeberg zum mindesten kann nicht mit protestieren. Sein Organ „Die Reformation" fordert auch schon die Besetzung von Pfleiderers Lehrstuhl mit einem ihr genehmen Kandidaten. Mit welchem Erfolg, das wird sich ja binnen Kurzem zeigen.

Auf die Dauer wird es unmöglich sein, die Berliner Fakultät mit Kräften minderen Ranges zu versorgen. Den Optimismus haben wir, das zu glauben. R

Verschiedenes

Calvin-Literatur. Erster Bericht.

Am 10. Juli 1909 sind es 400 Jahre, daß Johannes Calvin geboren wurde. Eine Reihe von Schriften wollen zur Gedächtnisfeier dieses Tages das Bild des Genfer Reformators vor unser Auge treten lassen. Teils sind es kurze Festschriften, teils eigentliche Biographien, die ich den Lesern der Christlichen Welt vorstellen soll. Die Festschriften haben alle unter einer Schwierigkeit zu leiden. Das liebe Publikum hat soviele Jubiläen zu feiern und so wenig Zeit dazu, daß es wünscht, möglichst kurz und bündig über die Männer unterrichtet zu werden, deren es gedenken soll. Einen großen Mann aber, dazu einen von so kompliziertem Charakter, so fremdartigen Anschauungen und so umfassender Tätigkeit wie Calvin, darzustellen, so daß der Leser, ohne ihm viel Zeit opfern zu müssen, von seiner Größe einen Eindruck erhält, ist sehr schwer, fast unmöglich. Am meisten hat unter der Rücksicht auf ein vor allem Kürze verlangendes Publikum das religionsgeschichtliche Volksbuch, Johann Calvin von Dekan D. A. Baur in Weinsberg (Tübingen, Mohr, 48 Seiten, 50 Pfg.) zu leiden gehabt. Ich kann mir kaum denken, daß einem, der den Reformator noch nicht kennt, diese gewaltsame Zusammendrängung eines Riesenstoffes auf so wenig Raum eine lebendige Anschauung Calvins und Freude an ihm geben könnte. Besonders bedauerlich scheint mir, daß der Verfasser die Reformationsarbeit Calvins in ganz Europa, worin auch für ihn selbst das Schwergewicht seines Lebens lag, auf den letzten acht Seiten des Volksbuch, so gar summarisch behandelt; denn gerade in diesen Dingen treten die großen Seiten in Calvins Glauben und Charakter viel deutlicher hervor als in den Genfer Kämpfen. Es wäre wohl überhaupt für das zu weckende Verständnis Calvins besser gewesen, Baur hätte bei so beschränktem Raume auf eine biographische Darstellung verzichtet und etwa eine nach den Quellen, vor allem Calvins Briefen und Schriften, entworfene Charakterskizze geboten. In dem Satz auf Seite 29: „Es konnte nicht anders sein, als daß sich in Calvin der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, unbewußt immer tiefer festsetzte" tut jedenfalls das Wörtlein bewußt dem Reformator, so wie ich ihn aus seinen Briefen kennen gelernt habe, Unrecht. Daß Calvin große Fehler gehabt hat, wird Niemand leugnen, aber daß er mit Bewußtsein zu Mitteln gegriffen habe, die seinem Gewissen anstößig und verwerflich erschienen, wird man ihm, der so Vielen ein Gewissensschärfer war, nicht vorwerfen dürfen, ohne dafür aus seinen Aeußerungen Belege zu bieten. Wer sich einen gedrängten Ueberblick über den äußern Lebensgang Calvins verschaffen will als Grundlage eines eigenen Studiums der Schriften und Briefe Calvins, dem kann das Volksbuch empfohlen werden; es ist ein Gerippe, um das das Fleisch gefügt werden muß, damit Calvin ganz vor uns stehe.

Leichter als Baur hatten es die Verfasser zweier weiterer Festschriften: E. Kochs (Joh. Calvin, ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth, 80 Seiten, 20 Pfg., in Partien billiger) und Fr. Oehninger (Johannes Calvin. Licht aus Finsternis, wie es leuchtet aus seinem Leben und Wirken, Emmishofen, Blanke, 45 Seiten, 30 Cts., in Partien billiger), denn sie verzichteten auf den wissenschaftlichen Charakter und erzählen, ohne sich um die neuere Forschung groß zu kümmern, das Leben ihres Helden frisch und lebendig. Oehningers Schrift würde ich zur Verbreitung vorziehen; denn er ist etwas kritischer als Kochs, der auch so offen erwiesene Irrtümer wie die Verwechslung der Genfer Patrioten mit der vlämisch-französischen Libertinersekte ruhig wieder auftischt; weiter ist Oehningers Schrift viel besser ausgestattet mit guten Bildern, unter anderm authentischen Porträts des jungen Calvin, Idelettens und Farels, während Kochs' Heftchen mit Bildern geziert ist, die zum Teil besser weggeblieben wären, wie z. B. das alte, gar nicht zum Text gehörende Cliché „Marter der Blanche Gramont im Kloster". Schließlich sagt mir Oehningers Stil besser zu als die christlich-populäre Redeweise, die Kochs zu seiner Darstellung gewählt hat und die nicht jedermanns Geschmack ist. Dafür ist allerdings die Charakteristik Calvins von Kochs ausführlicher behandelt und ganz gut, wo die Größe Calvins geschildert wird. Doch hätten auch in einer Jubiläumsschrift die Fehler des Reformators unbedenklich deutlicher gezeigt werden können; sie gehören nun einmal zu seinem Bilde und waren, scheint mir, doch mehr als „das Uebermaß seiner Tugenden".

Drei eingehendere und doch nicht allzubreite Biographien Calvins liegen vor mir, die schon durch ihre Herkunft die Bedeutung des Mannes zeigen, denn die erste kommt aus Frankreich, die zweite aus Deutschland, die dritte aus Amerika. Der Franzose A. Bossert (Johann Calvin. Deutsche Ausgabe besorgt von Professor Dr. H. Krollik. Gießen, Töpelmann, 176 Seiten, geh. 3,60 geb. 4,80 Mk.) gibt das Bild Calvins in einer Serie von Darstellungen großer französischer Schriftsteller. Die Herkunft und die Entwicklung Calvins, sein Hauptwerk, die Institutio, und der Verlauf seines Lebens in Genf, das alles ist lebendig, anschaulich und mit Eleganz dargestellt; zum Schluß wird noch Calvin als Humanist, Redner und Schriftsteller charakterisiert; zu kurz aber kommt auch hier der Reformator Calvin in seinen Beziehungen zur Schweiz, zu Deutschland, England, Schottland, Polen und seltsamer Weise auch zu Frankreich. Wie ein französischer Schriftsteller die Beziehungen Calvins zur Hugenotten-Politik und ihren Führern, Navarra, Condé, Coligny, Soubise usw. auf einer Seite seines Buches abtun kann, ist mir einfach unverständlich bei der Fülle von großen und interessanten Zügen, die gerade die Korrespondenz des Reformators mit diesen Männern aufweist. Sieht man von diesem Mangel ab, so ist Bosserts Schrift in dem, was sie bietet, sehr gut, und die Lücken hat Professor Krollik, der das Buch ins Norddeutsche (Straßburger „Dom", Schweizer „Pastoren") übersetzt hat, durch Nachträge auszufüllen versucht, die aber doch zu kurz sind, um das Fehlende ganz zu ersetzen. Eine Bibliographie ist angeschlossen.

Auch die Schrift des Amerikaners Walker (John Calvin the organiser of reformed protestantism. 456 S. G. New York, P. Putnams Sons. 1,35 Doll.) geht vor allem einer Seite Calvins nach: es ist der Theologe und kirchliche Organisator, dessen Werden dargestellt wird; die ersten zehn Jahre, die uns im Leben Calvins recht bekannt sind, 1532—1542, nehmen mehr als die Hälfte des Werkes in Anspruch; aber gerade diese Partien sind trefflich und unter Verwertung der neuesten Calvinforschung dargestellt. Wie die meisten englischen Bücher ist auch Walkers Calvinbiographie herrlich gedruckt und sehr gut ausgestattet.

Ein vollständigeres Bild Calvins als Bossert und Walker bietet Paulsen (Johannes Calvin. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem Reformationsjahrhundert. Stuttgart, Chr. Belser. 177 S. 2,80 Mk.). Etwa ein Drittel des Buches ist den Beziehungen des Reformators zur außergenferischen Reformation gewidmet, und schon die ausführliche Schilderung des Straßburger Aufenthalts läßt mehr als die andern Schriften erkennen, was für Calvins Leben das Hineintreten in die protestantische Politik und die Verknüpfung mit der deutschen Reformation bedeutete. In seiner Beurteilung weiß Paulsen die Größe Calvins und das menschlich Anziehende an ihm zu würdigen, ohne dadurch zum Apologeten zu werden. Ebenso offen werden die Fehler genannt, die in den mancherlei Kämpfen in Genf, dem Hochverratsprozeß Maigrets und im Bolsec-Handel, noch mehr als bei der Verfolgung Servets an Calvin zu Tage treten. Das Schlußkapitel mit seiner nochmaligen Erörterung der Theologie Calvins könnte ohne Schaden für das ganze Buch fehlen. Einige Namen sind durch Schreib- oder Druckfehler entstellt (S. 19 Wilhelm Cop, wo der Sohn Nikolaus gemeint ist, S. 20 Nerä statt Nerac, S. 84 Bevey statt Beigy, Andree statt de St.-André, S. 128 Ribaldo statt Gribaldo) Im Ganzen ein sehr empfehlenswertes Buch.

Rudolf Schwarz

Kleine Mitteilungen. Der Aufsatz über Nietzsches Ecce homo in heutiger Nummer hat schon einmal in der Frankfurter Zeitung gestanden. Wir baten ihn uns vom Herrn Verfasser aus, weil wir gern unsern Lesern das seltsame Buch von einem Interpreten vorstellen lassen wollten, der ihm so viel positives Verständnis als

möglich abgewann. Wir sind überhaupt mit unsrer Verfolgung der Nietzsche-Literatur im Rückstand, holen das Versäumte hoffentlich bald ein.

Die unhaltbare Rechtsunsicherheit, die über der konfessionellen Kindererziehung in Deutschland schwebt, wird grell beleuchtet durch die Drangsalierung der Witwe Becker in Frankfurt-Bockenheim. Nachdem ihre Kinder zwei Jahre lang den staatlich genehmigten Religionsunterricht der freireligiösen Gemeinde besucht hatten, legte ihr das Kgl. preußische Amtsgericht auf Grund uralter kurhessischer Gesetze (von 1726, 1803, 1818 und 1853) auf, sie katholisch zu erziehen. Da sie sich weigerte und, arm wie sie ist, Geldstrafe nicht zahlte, wurde sie eines schönen Morgens früh 6 Uhr (am 8. März 1909) durch einen Schutzmann von ihren Kindern weggeholt und in zweitägige Haft abgeführt. Wenn das der katholischen Kirche recht ist, habeat sibi! Im Namen des Protestantismus sollten die zuständigen Kirchenbehörden gegen diesen Zustand protestieren. Die Kirchenbehörden! nicht nur einzelne Kirchenglieder, wie wir hiermit tun, von ganzer Seele und von ganzem Gewissen.

Die Herbstversammlung der Freunde der Christlichen Welt wird in diesem Jahre voraussichtlich vom 28. bis 30. September in Eisenach stattfinden. Die beiden Hauptvorträge sollen sein: Pfarrer Borée in Heiligenrode — „Der wissenschaftliche Theologe von heute in der Dorfgemeinde", und Professor Weinel in Jena — „Müssen wir auf Grund der neuesten Evangelienkritik und der Bedürfnisse des »Laienchristentums« unsre Verkündigung von Jesus ändern?" Eine Zusammenkunft der Freunde aus Süddeutschland und der Schweiz wird mit dem Evangelisch-sozialen Kongreß, der in der Pfingstwoche in Heilbronn tagt, verbunden werden.

Mit Konfirmationsscheinen werden die Pfarrämter für diesmal versorgt sein. Der erwachte Wetteifer scheint endlich Gutes hervorzubringen. Ein Mitarbeiter erinnert an die Scheine aus dem Verlage der Kunstdruckerei des Künstlerbundes Karlsruhe (Steinhausen, Hans Schroedter), die wir schon wiederholt empfohlen haben. Jedes gewünschte heimatliche Gotteshaus reproduziert die Firma G. Graf in Stuttgart auf ihren „heimatkundlichen Konfirmationsblättern". Lionardo da Vincis Abendmahl erscheint als farbiger Konfirmationsschein bei Georg Siemens, Berlin W 57. Näheres durch die genannten Firmen selbst. — Ein Konfirmandenflugblatt wider die Gefahren des Alkohol ist von der Geschäftsstelle des Schwäbischen Gauverbands gegen den Alkoholismus in Reutlingen Uhlandstr. 51 zu beziehen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Freitag 26. März 8¼ Uhr im Hause der Gesellschaft für vaterländische Kultur: Religionsunterricht oder Moralunterricht. Prof. D. Gennrich.

Cassel. Dienstag 23. März 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Das Suchen der Seele nach persönlichem Leben. Nach Johannes Müller. Pfarrer Ruetz.

Dresden. Mittwoch 24. März 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Das radikale Böse. Pastor Fränkel-Meißen.

Elbing. Evangelisch-wissenschaftliche Vereinigung in Westpreußen. Montag 22. März 6 Uhr in der Aula der Kaiserin Augusta Viktoria-Schule: Neue Lehrpläne für den Religions-Unterricht. Oberlehrer Apelt-Langfuhr.

Oldenburg i. Gr. Dienstag 23. März 8 Uhr in der Bavaria: Christologie.

Plauen. Dienstag 23. März 8¼ Uhr Plauener Hof: Opfertod.

Stuttgart. Montag 5. April ½8 Uhr Herzog Christoph: Jenseitsglaube. Stadtpfarrer J. Herzog, Eßlingen.

Versammlungskalender

4.—16. April Kirchlich-sozialer Kongreß Berlin
15. „ Jugendhelferverein Halle a. S.
16.—20. „ Allgemeine Studenten-Konferenz Halle
20.—22. „ Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Berlin
1.— 3. Juni Evangelisch-sozialer Kongreß Heilbronn
1.— 3. „ Eisenacher Bund Cassel
4.—17. August Ferienkurse Jena
24.—27. September Evangelischer Bund Mannheim
28.—30. „ Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7. Oktober Kongreß für Innere Mission Stuttgart

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 10. Schleswig-Holstein. Jahresbericht 1908. Schluß — Staat und Kirche in Preußen Siebentes Stück. Reform des Religionsunterrichtes in der Volksschule des Königreichs Sachsen

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue, Berlin

Nr. 10. Die Westpreußische Gruppe der Evangelischen Vereinigung — Provinzial-Kirchengeschichten — Frieden für den Friedhof — Aus Preußen: D. A. Stoecker; Fall Traub — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Aus Mecklenburg — Aus anderen evangelischen Kirchengemeinschaften: Nachklänge zur Synode der Brüdergemeinde — Mission: Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein — Mancherlei

Nr. 11. Worte, die ihre Zeit überdauern — Ist die Militärkirche eine Sekte? — Zur Abwehr — Zur kirchenpolitischen Charakterisierung des „Reichs" — Aus Preußen: Die Berufung D. Mahlings; Fall Traub; Militärseelsorge und Landeskirche — Mancherlei

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. M. 4.—, in Leder geb. M. 6.—

Ein kräftiges

Töchterchen

wurde uns heute geschenkt. Nun haben wir zwei Pärchen.

Eisenberg, S. A. den 11. März 1909

Pastor **Adolf Ranft** und Frau **Margarete** geb. **Oettel**

Cand. theol. sucht **Hauslehrerstelle** für die Zeit von April bis Oktober.

Heinr. Münter, cand. theol. **Soest**, Predigerseminar

Theologe gesucht

für 1. oder 15. April, 20 Unterrichtsstunden und Aufsicht, Gehalt 1000 Mk. und freie Station.

Mochmann'sche Höhere Lehranstalt, Dresden, Christianstr. 15.

Evangelischer Geistlicher

schon mehrere Jahre in umfangreichem Amt tätig, musikalisch, französisch, englisch, italienisch sprechend, sucht dauernde Stellung im Ausland.

Offerten unter K 445 an den Verlag.

Für **Jugendpflege** in großer Industriegemeinde Süddeutschlands wird ein unverheirateter

Berufsarbeiter

gesucht. Anfragen unter **W. S.** an den Verlag.

Kandidat der Theologie nach I. Examen am Ende der Vikariatszeit sucht im Rheinlande oder angrenzenden Provinzen in einer Stadt mit Lehrerseminar leichte Beschäftigung in Pfarramt, Schule oder Haus, wo Zeit genug bleibt zur Vorbereitung aufs II. Examen.

Freundliche Angebote an **Eugen Drwenski, Mühlen** Ostpreußen.

T M 609 dankt innigst für bewiesene rührende Teilnahme; **Abnahme** hieß nur die dem Greisenalter (82) entsprechende normale Reduktion alles Könnens.

Erneutes Angebot

Eucken, Rud., Der Wahrheitsgehalt der Religion 1901 (neu).

Harnack, A., Die Mission u. Ausbreitung des Christent. in d. ersten Jhrhd. 1902 (neu).

Jon Michalcescu, Die Bekenntnisse u. d. wichtigsten Glaubenszeugnisse der griech.-orthod. Kirche, eingeführt von Prof. Dr. Alb. Hauck, griechisch, nur die Einleitungen deutsch; mit Tabellen u. Notizen.

Harms, Dr., Claus, Des Christen Glauben u. Leben in 28 nachgel. Predigten von Wichern hrsgeg. 1869.

Zezschwitz, Gerhard, Zur Apologie des Christentums in Gesch. und Lehre 1866.

Köstlin, Lehre von der Seelsorge, mit Einbanddecke (neu).

Hardeland, Geschichte der Seelsorge (neu).

Das **Pädagogium der evangelischen Brüder-Unität zu Niesky,** Oberlausitz, sucht für seine Unterabteilung (die Klassen VI bis UIII eines humanistischen Gymnasiums umfassend) für Ostern d. J. einen

Kandidaten der Theologie

für Erziehung und Unterricht. Meldungen erbeten an

H. S. Reichel, Direktor.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN SO. 16, Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften-, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet.

Prospekte gratis.

Als „Aufmerksamkeit" Eine Mark achtzig,
als „Geschenk" Drei Mark kostend bildet, einfach oder elegant gebd.,

für Knaben: Kügelgens Jugenderinnerungen eines alten **Mannes,** mit vielen Bildern u. Kunstbeilagen,

für Mädchen: Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher **Lyrik,** gesammelt von Will Vesper,

die schönste Festgabe zur Konfirmation.

Von diesen beiden „Büchern der Rose", die in jeder guten Buchhandlung ohne Kaufzwang eingesehen werden können, mußten in weniger als drei Jahren 135 000 Exemplare hergestellt werden.

Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen-München

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

An die Abonnenten der Religionsgeschichtlichen Volksbücher wurde kürzlich zur Fortsetzung verschickt:

Die wunderbare Geburt des Heilandes

von

Pastor **E. Petersen**
Altona-Ottensen

Klein 8. **1909.** Mk. —.50. Geb. Mk. —.80.

(Religionsgeschichtliche Volksbücher I, 17)

Pastor Petersen behandelt in diesem Volksbuch mit offenem Freimut einen der heiß umstrittensten Sätze des apostolischen Glaubensbekenntnisses.

Als nächstes (Doppel-)Heft der Religionsgesch. Volksb. erscheint:

Christus
Die Anfänge des Dogmas

von

D. Johannes Weiß
Geheimer Kirchenrat, Professor an der Universität Heidelberg

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt.

Gegenwartbilder aus dem Heiligen Lande

Anziehende Schilderungen mit vielen Illustrationen. Ein Weckruf an alle Deutsch-Evangelischen.

Geeignetes Geschenkwerk für alle Gelegenheiten, auch zur Konfirmation und in Vereinen

60 S. zu 60 Pfg., von 10 Ex. an je 50 Pfg.

nur zu beziehen von
Dr. Böhmer in Raben
bei Wiesenburg (Mark)
Mitglied des deutsch-evang. Instituts von Jerusalem

Für die Gottsucher unter den Menschen von heute erschien soeben die von der Kritik überaus günstig beurteilte Predigtsammlung des Mülheimer Pfarrers Dr. Wessel:

„Das Reich Gottes ist inwendig in euch“

Preis brosch. Mk. 2—, eleg geb. in Goldschnitt Mk. 3.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mülheim a. d. Ruhr
Hugo Baedeker, Buchhdlg.
(Ewald Pungs)

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

Soeben erschien:

Was ist Christentum?

Ein Mahnruf und Programm für Alle, denen die religiöse Not unseres Volkes zu Herzen geht, von Pastor Dr. **Gustav Küßner.**
VI, 592 S. Gr. 8⁰. Mk. 6—; geb. Mk. 7—.

Aus dem Inhalt: Schule, Kirche, Staat und Christentum. — Kultur, Kirche und Christentum. — Politik, Kirche und Christentum. — Interkonfessionelle Beziehungen. — Internationale Probleme. — Der Zweck des Menschen. — Die Idee der Erlösung. — Das Wesen des Christentums. — Aufgaben für die Kirche (Dogmatik; Sittenlehre; Predigt; Jugend-Unterweisung; Seelsorge; Erziehung zur Arbeit.) — Aufgaben des Staates bezw. der Gesellschaft (Schule; Kirche; Presse; Volkserziehung; Frauenfrage; Bevölkerungs-Politik; Kolonial-Politik; Mission; Welt-Politik.)

Wer immer mit dem Lesen des ihm beruflich am nächst liegenden Kapitels begonnen hat, der wird das weltoffene, warm- und weitherzige Buch nicht leicht wieder aus der Hand legen.

Ein neuer farbiger Konfirmationsschein herausgegeben vom Christlichen Kunstblatt

Bis zum 20. März erscheint:

Lionardo da Vinci

Das heilige Abendmahl

in farbigem Steindruck

nach einer Kopie, die F. Schüz Düsseldorf auf Grundlage des Stiches von Morghen vor dem Mailänder Fresko gemalt hat.

Mit künstlerischer Umrahmung von Hans Volkert. Bildgröße 23½ : 33½ cm, Blattgröße 26½ : 36 cm. Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen

Verlag von Georg Siemens, Berlin W. 57

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Nr. 2. Weltmissionskonferenz 1910. Von Pfarrer Dr. Fobbe — Die Bedeutung des Konfuzius. Von Pfarrer Wilhelm — Die Lage des Christentums in Japan. Von Superintendent Schiller — Meine Einführung zu Tokio. Von Pfarrer Schroeder — Aus dem Berichte des Pfarrers Wilhelm Ruhmer — Aus Zeitschriften und Jahresberichten — Literatur — Verzeichnis der in den deutschen Kolonien erschienenen Zeitschriften.

FOI et VIE

Nr. 5. Conférences de Foi et Vie — Editorial — Quelques réflexions sur la Renaissance catholique dans le Roman contemporain, Henri Monnier — Un problème psychologique: La Pensée religieuse de Félix Bovet, Ch. Porret — Lettre Flamande, Gaston Riou (Henri Vallette) — Pourquoi la Foi disparaît-elle?, Alf. Mohn — Le triomphe de la télégraphie sans fil, traduit par Jacques Kaltenbach — Notes et Documents — Journaux, Revues et Livres.

Bibliotheken

und einzelne Werke kauft

Ernst Fuhrmann, Berlin NW 7
Universitäts-Straße 3B.

Land-Erziehungs-Institut „Heimgarten“
Jugenheim a. d. Bergstraße

Ersatz des Elternhauses für Mädchen, vom zartesten Alter an. Staatlich konzessionierte Privatschule. Beschränkte Anzahl Zöglinge. **Individuelle Erziehung und Pflege.** Pensionspreis von 500—900 Mk. Vorsteherinnen **Elisabet Griecke, Käte Bombon.**
Vorzügliche Referenzen.

Emser Wasser
Kränchen

Religiöses Festgeschenk
von dauerndem Wert ist Geyer-Rittelmeyers Predigtjahrgang

Gott und die Seele

615 Seiten gr. 8.
7½ M. geb. 6 M. br.
Heinrich Kerler, Verl.-Cto., **Ulm.**

Meyers Kommentar zum N. T. neueste Auflage, konform gebunden, wie neu, für 50 Mk. abzugeben. **O. Overhof, Berlin W.,** Kurfürstenstr. 50.

Hauck, Realencyklopädie 3. Auflage für **150 Mk.** zu verkaufen. Offerten unter **E. 12** an den Verlag.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Florenz Deutsch - Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.

In jedem Haus
benutzt man jetzt zum Ko-
chen, Braten, Backen nur noch
„Palmin.“

S H

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine literarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg (Wertvolle Geschenkwerke für Konfirmation und Ostern)